Nicht für den Austausch

Deutsche Philologie

Der junge Hölderlin

Analytischer Versuch über sein Leben und Dichten bis zum Schluß des ersten Tübinger Jahres

---

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung des Doktor-Grades

bei der Philosophischen Fakultät

der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität

zu Breslau

vorgelegt von

Friedrich Siegmund-Schultze

aus Schweinitz (Elster)

1939

Buchdruckerei Paul Plischke, Breslau 1

Referent: Prof. Dr. Merker
Korreferent: Prof. Dr. Beyerhaus

Examen rigorosum: 2. November 1938.

Gedruckt mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät
der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität
zu Breslau

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Die Arbeit erscheint gleichzeitig als Heft 32 der Germanistischen Reihe der Sammlung „Sprache und Kultur der germanischen und romanischen Völker" (Breslau, Priebatsch) im Buchhandel

INHALT

Einleitung 1
Die Briefe 2
Die Gedichte 25
Gesamtüberblick 113

Abkürzungen.

A = Auftakt
H. = Hölderlin
H. I. usw. = v. Hellingraths Hölderlinausgabe Band I usw.
k = klingende Kadenz
m = männlich volle Kadenz
s = stumpfe Kadenz
w = weiblich volle Kadenz
Z. I. usw. = Zinkernagels Hölderlinausgabe Bd. I usw.
Siehe auch Literaturverzeichnis am Schluß.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41542706_0003

Einleitung

Die folgende Arbeit hat das Ziel, über einen Abschnitt im Werden eines großen deutschen Dichters Klarheit zu erlangen, Friedrich Hölderlins. Sie beschränkt sich darauf, die Jugendjahre des Schwaben bis in das 20. hinein zu verfolgen (Ende 1789); teils, weil ich überzeugt bin, daß uns viel Licht aus seiner Kindheit — und von dort beinahe mehr als anderswoher — kommen kann, um in das Dunkel seines Schicksals zu leuchten; andererseits, weil gerade diese wichtigen Jahre am wenigsten genau betrachtet worden sind.

Wir werden darum eine Sichtung alles dessen vornehmen, was uns aus Hölderlins Feder bis 1789 erhalten ist: der Briefe, der Gedichte und der sonstigen poetischen Erzeugnisse. Zum Schluß soll eine zusammenfassende Betrachtung seiner Entwicklung während dieser Zeit folgen.

Zum vorläufigen Anhalt diene ein kurzer Blick auf die äußeren Schicksale Hölderlins bis zu dem genannten Zeitpunkte. Zu Lauffen am Neckar wurde er am 20. März 1770 geboren als Sohn eines Klosterhofmeisters, der 2 Jahre später starb. Im 5. Lebensjahre kam der Knabe nach Nürtingen, da die Mutter mit dem dortigen Bürgermeister, Kammerrat Gock, eine zweite Ehe einging. Auch der Stiefvater starb schon, als H. erst 9 Jahre alt war. H. hatte eine Schwester Heinrike, 2½ Jahre jünger, und einen Stiefbruder Carl, 6½ Jahre jünger; ferner gehörte außer der Mutter noch die Großmutter (mütterlicherseits), eine Pfarrerswitwe, zur Familie. In Nürtingen besuchte H. die Lateinschule und empfing außerdem den Privatunterricht des Diakonus Nathanael Köstlin. Im Herbst 1784 erst beginnt die uns durch eigene Äußerungen H.s anschaulichere Periode seiner Jugend; damals trat er in die übliche Laufbahn eines württembergischen Theologen ein, besuchte 2 Jahre lang das niedere Klosterseminar in Denkendorf, weitere 2 Jahre das höhere in Maulbronn und bezog im Herbst 1788 Universität und „Stift" in Tübingen, wo er 5 Jahre verblieb. Nur das erste Tübinger Jahr wird uns hier noch beschäftigen.

Wir beginnen mit der Bestandaufnahme der erhaltenen Briefe und wenden uns dann den erhaltenen dichterischen Erzeugnissen des jungen Hölderlin zu.

Die Briefe

1. An Diakonus Köstlin in Nürtingen. (H. I. 165, Z. IV. 9)

Der Knabe bekennt dem früheren Privatlehrer seine tiefe Verehrung und Liebe und bittet ihn, weiterhin sein väterlicher Freund zu sein und als solcher ihm in seinem Mühen um den rechten christlichen Wandel zu helfen. — In dem Mittel- und Hauptteil des Briefes schildert er, wie dies Mühen bisher vergeblich gewesen sei, indem er hin- und herwankte und nicht recht die Mitte fand zwischen religiöser Schwärmerei und Leichtsinn, zwischen feindlicher Abkehr von den Menschen und eitlem Streben nach ihrem Beifall.

Dieser erste uns erhaltene Brief H.s ist, seinem besonderen Anlaß entsprechend, im Gegensatz zu allen späteren Briefen aus seiner frühen Jugendzeit einheitlich im Inhalt, durchdacht im Aufbau, durchweg ernst im Ton und gewählt im Ausdruck.

Der Brief wird aus Denkendorf wohl im Jahre 1785 (H. I. 374) an einem Sonntag bald nach Schluß einer daheim in Nürtingen verbrachten Ferienzeit (von der H. hier spricht) geschrieben sein.

2. An die Mutter (H. I. 167, Z. IV. 11)

Der Brief gibt uns einen Einblick in H.s Tätigkeit einige Tage vor dem Weihnachtsfest: am Johannistage (27. 12.) wird er eine Vesperpredigt zu halten haben, deren Ausarbeitung ihn jetzt beschäftigt; in seinem Inneren liegen „Tausend Entwürffe zu Gedichten, die ich in denen Cessationen (vier Wochen, wo man bloß für sich schafft) machen will, und machen muß, (N. B. auch lateinische)"; endlich hat er „ganze Paquete von Briefen" zu schreiben. Der Vesperpredigt wegen wird er die Seinigen in Nürtingen zu Weihnachten nicht besuchen können. Am Christtage wolle er Gott danken, daß er die liebe Großmama auch in diesem Jahre gesund erhalten habe.

Hier haben wir — im Gegensatz zu dem vorigen Briefe an Köstlin — ganz lockeren Briefstil, voll natürlicher Herzlichkeit und guter Laune.

Die erwähnte Johannispredigt ist uns erhalten (H. VI. 509, Z. V. 9; s. Die Gedichte 6 a) mit dem Datum des 27. Dezember 1785. Der besprochene Brief ist demnach in Denkendorf 1785, und zwar etwa Mitte Dezember, geschrieben.

3. An Immanuel Nast (H. I. 168, Z. IV. 12).

Ein in mehrfacher Hinsicht überaus wichtiger und interessanter Brief: Zunächst ist er ein Zeugnis für die schnell entstandene schwärmerische Freundschaft H.s mit Immanuel Nast, Skribenten in der Stadtschreiberei zu Leonberg, der kurz vorher einige Tage in Maulbronn gewesen war und dort H. kennengelernt hatte. — Zweitens erfahren wir hier zum ersten Male etwas über H.s literarische Neigungen: die Musik zu dem Lied „Brutus und Cäsar" (Räuber IV. 5) will er auf dem Klavier lernen — „zu Schillers Ehre", und er drückt Schiller in Gedanken die Hand, wenn Amalia von ihrem Carl schwärmt, ihm ist „wohl bei dergleichen Gedanken". — Damit kommen wir zum Dritten, das dieser Brief, doch nur verschleiert, enthält: Die zweifelnden Sorgen seiner jungen Liebe (zu Louise Nast) richten sich an dem Idealbild „Karl Moor und Amalia" auf. Selbst dem Freunde gegenüber muß H. schweigen, denn es ist ein naher Verwandter der Geliebten.

Stimmung und Sprache des Briefes zeigen abermals ein verändertes Aussehen; doch bleibt kein Zweifel, daß wir hier erst den echten jungen H. vor uns haben, der sich gegenüber dem befreundeten Altersgenossen gibt, wie er ist: empfindsam, schwärmerisch und oft trübsinnig. Die Lockerung der Sprache ist noch viel weiter gegangen; sie hat das Maß des normalen Briefstiles nach der anderen Seite hin überschritten. Der Gedankenstrich ist das häufigste Interpunktionszeichen; er kann alle anderen vertreten, die viel zu logisch sind für den Überschwang des Gefühls. — Das bleibt so in allen Briefen an den Freund, wie andererseits der Stil in den nach Hause gerichteten Briefen sich dauernd auf einer mittleren Linie hält.

Das Datum muß auch hier wieder, wie bei den meisten Jugendbriefen, annäherungsweise erschlossen werden. Dazu verhilft der Rückblick H.s auf die Geschichte seiner Liebe in einem späteren Briefe an Nast (H. I. 189 ff., Z. IV. 35 ff.; hier Nr. 14 B). Danach kam H. bereits im ersten Monat seines Maulbronner Aufenthalts zum ersten Mal mit Louise Nast zusammen; dann waren sie „beinah über einen Monat" geschieden, und gleich nach der zweiten Zusammenkunft erfolgte Immanuel Nasts Besuch in Maulbronn.

Da nun ungefähr der 18. Oktober als Tag der Aufnahme H.s in die Klosterschule anzunehmen ist (Eitle 1, S. 27 u. 29, erwähnt den Erlaß vom Jahre 1749, der dies Datum als Aufnahmetermin festlegte), wird das erste Gespräch mit Louise in die Mitte November, das zweite sowie der kurze Besuch Nasts etwa in die Mitte Dezember 1786 und unser Brief, der bald danach geschrieben sein muß, in die 2. Hälfte des Dezember 1786 fallen; es ist der erste uns erhaltene Brief aus Maulbronn.

4. An Immanuel Nast.
„Kl. Maulbronn, d.. Jan. 87 Morgens 4 Uhr"
(H. I. 170, Z. IV. 14).

Eine Fundgrube für die Erkenntnis von H.s charakterlicher Entwicklung in seiner frühen Jugend stellt diese dem Freunde gegenüber rücksichtslos ehrliche Selbstbetrachtung dar. Aus dem letzten Briefe Nasts hat H. voll Freude gesehen, wie verwandt ihm jener in der Liebe zur Natur ist; doch sogleich muß er hinzufügen, daß sein eigener Charakter im Gegensatz zu dem des Freundes so widerspruchsvoll sei, und daran schließen sich traurige Reflexionen über seine seelische Entwicklung und jetzige Lage. Wir werden in unserer zusammenhängenden Betrachtung am Schluß auf den Inhalt dieses Briefes zurückkommen.

5. An die Mutter (H. I. 170, Z. IV. 14).

Er bittet um ein paar Krüge Weins, um an des Herzogs Geburtstag (11. Februar) mit 4 Freunden feiern zu können. Des Herzogs Geburtstag ist nach dem Wortlaut des Briefes bald, demnach ist der Brief etwa Ende Januar geschrieben, und zwar 1787 (im folgenden Jahr, das für Maulbronn noch in Betracht käme, spielt des Herzogs Geburtstag, wie Brief Nr. 16 zeigt, in anderer Weise eine Rolle).

6. An Nast (H. I. 173, Z. IV. 17).

Trübsinnige Betrachtungen über die Schlechtigkeit so vieler Menschen, mit denen H. zu tun hat, und über die Verkennung seiner eigenen besten Absichten; der Anlaß dazu ist die Beleidigung einer Person, die er dem Freunde nicht nennen kann: nur Louise Nast kann gemeint sein.

Dieser Brief fällt wohl zwischen den vorigen an Nast gerichteten vom Januar (unsere Nr. 4) und einen späteren, von H. selbst auf den 18. Februar 1787 datierten (Nr. 7); jedenfalls ist dann psychologisch alles am klarsten. So

kommen wir auf etwa Ende Januar oder Anfang Februar 1787.

7. An Nast. „Maulbronn, d. 18. Febr. 87" (H. I. 174, Z. IV. 18)

Im Gegensatze zu den beiden vorigen an Nast gerichteten ein wohlgemuter, ja launiger Brief. Es drängt den Jüngling, wenigstens in einer Neckerei mit dem gleichfalls verliebten Freunde sein Geheimnis ein klein wenig zu lüften. Der Wert des Briefes besteht aber für uns in der Erörterung der literarischen Neigungen und Abneigungen H.s, die er enthält: Vor Wieland ekelt ihm; er liebt Klopstock, Schubart und Schiller.

8. An Nast. „Maulbronn, d. 20. Mart. 87"[1] (H. I. 176, Z. IV. 23).

Enthält die dringende Bitte, H. in Maulbronn zu besuchen, weil ein anderer Freund gerade von Leonberg herkommen werde. Die Sehnsucht nach dem geliebtesten seiner damaligen Freunde wird aus der wortreichen Einladung deutlich.

9. An Nast. (H. I. 177, Z. IV. 21).

In der frischen Begeisterung für Ossian, den er gerade zu lesen begonnen hat, hingeschrieben. Meist sei er allein, erzählt H. weiterhin, und überlasse sich seinen Phantasien. Die Briefe an den Freund werden durch diese Tatsache für uns umso wertvoller; sie stellen ja die einzige Entladung seines Gemütes dar von dem, was ihn am stärksten innerlich bewegt.

Stilistisch fällt die Ähnlichkeit im Eingang des Briefes mit dem des vorigen auf; dort: „Nur dissmal eine Bitte! eine dringende wohlzugewährende Bitte!"; hier: „Eine Neuigkeit! eine schöne, schöne herzerquikende Neuigkeit!"

In der Tat ist dieser Brief nicht sehr lange nach jenem geschrieben. Litzmann hatte ihn richtig, wie ich glaube, vor Ostern datiert; dagegen hatte Seebass eingewendet, daß die dringende Einladung des vorigen Briefes vom 20. März ja gar nicht mehr erwähnt werde (H. I. 375). Doch klärt sich dies leicht: am 20. März hat H. den Freund eingeladen; da Ostern im Jahre 1787 auf den 8. April fällt, sind es noch mindestens 14 Tage bis zu den Ferien; in dieser Zeit kann entweder Nast wirklich der Einladung gefolgt sein oder seinen Freund seinerseits gebeten haben, die Osterreise nach Nürtingen in Leonberg zu unterbrechen; denn in unserem Briefe schreibt ihm H.: „Ich

[1]) H.s 17. Geburtstag.

weiß noch nicht, ob ich Dich besuchen kan, in der Hinaufreise wenigstens nicht". Nimmt man diese Worte zusammen mit den vorangehenden über den Ossian: „Er muß mit nach Nürtingen in die Vakanz . . .", so steht der Annahme, daß der Brief kurz vor den Osterferien 1787 geschrieben sei, nichts mehr im Wege. — Darüber hinaus läßt sich aber erweisen, daß tatsächlich n u r Ostern in Betracht kommt; denn eine längere Pfingstvakanz gab es gar nicht; das ergibt sich aus Eitles Feststellungen über den württembergischen Klosterschulunterricht (Eitle 2, S. 71; vgl. S. 13) und wird auch dadurch z. B. bestätigt, daß im folgenden Jahre 1788 H. nur zu Ostern nach Hause fährt, zu Pfingsten aber nur den Freund aus dem nahen Leonberg nach Maulbronn herüberbittet (H. I. 201, Z. IV. 45). In der Aussicht auf eine ganz kurze Vakanz aber, etwa nur für die Feiertage, hätte H. von seinem neuen Lieblingsbuch nicht gut sagen können: „. . . Da (in Nürtingen) less' ich ihn so lang, bis ich ihn halb auswendig kan." — Da hierdurch klar ist, daß nur die Zeit kurz vor dem Aufbruch in die Osterferien als Entstehungsdatum des behandelten Briefes übrig bleibt, ist nur noch über deren Dauer und Lage zu sagen, daß sie zu H.s Zeit 4 Wochen einnahmen (H. I. 200, Z. IV. 44) und etwa Dienstag nach Palmarum begannen (H. I. 197, Z. IV. 42); d. h. im Jahre 1787 etwa am 3. April. Unser Brief fällt also ungefähr in die M o n a t s w e n d e M ä r z/A p r i l 1 7 8 7.

10. A n N a s t. (H. I. 180, Z. IV. 28).

Langer, mit Klagen über sich und seine U n z u f r i e d e n h e i t erfüllter Brief. In dem Gedanken an die liebenden Angehörigen sowie an den Herzensfreund richtet er sich dazwischen auf und lächelt darüber, daß er eben noch daran dachte, E i n s i e d l e r zu werden.

H. ist gerade aus der Vakanz von Nürtingen zurückgekehrt; es kann, wie wir unter Nr. 9 sahen, nur die Ostervakanz sein, wie auch Seebass (H. I. 375) annimmt, und zwar die schon besprochene von 1787. Die Ferien werden etwa um die Monatswende April/Mai geendet haben, da sie um den 3. April anfingen und etwa 4 Wochen dauerten (s. unter Nr. 9). Der Brief fällt also in die M o n a t s w e n d e A p r i l/M a i 1 7 8 7. Aus dem Inhalt des Briefes ergibt sich, daß H. mit seinem Freunde auf der Reise nicht zusammengetroffen ist; aber er erwähnt einen Brief Nasts sowie dessen bevorstehenden Besuch, den Nast wohl eben in jenem Briefe gerade angekündigt hat. Dies wird derselbe Besuch sein, den H. in seiner späteren Beichte im Herbst dem Freunde in Erinnerung bringt (H. I. 192 f.,

Z. IV. 37 f.): „. . . als du vorigen Sommer schiedest." Dieser Besuch dürfte etwa in den Mai 1787 zu setzen sein.

11. An die Mutter (H. I. 179, Z. IV. 20)

H. verspricht, nie mehr — außer in einem ganz außerordentlichen Fall — an die Aufgabe der theologischen Laufbahn zu denken.

Genauere Datierung ist nicht möglich; ungefähr Frühjahr 1787 (so Seebass H. I. 375, nach Litzmann).

12. An die Mutter. (H. I. 182, Z. IV. 26)

H. klagt über die Nahrungssorgen im Kloster, schildert den Galgenhumor seiner verschuldeten Kameraden, die Strenge des der Klosterschule vorstehenden Prälaten Weinland, unter der Lehrer wie Schüler leiden; seine eigene Unzufriedenheit hat sich bei alledem verflogen; dem allgemeinen „Klosterkreuz" gelten die Klagen des Briefes.

Zur Datierung dienen:

1. der Hinweis, daß manche Mitschüler noch „vom Winter her" Schulden haben; 2. das Zitat einer von jenen jetzt oft gesungenen Parodie des Schubartschen Kapliedes", das am 27. Februar 1787 gedichtet wurde; 3. die Tatsache, daß H. seine Mutter um die Sendung von Kaffee bittet, der Brief also nur inmitten, nicht gegen Schluß oder Anfang eines Semesters geschrieben sein wird. Da also der Brief wegen des Kapliedes frühestens einige Zeit nach Ende Februar liegen kann, der Semesterschluß aber, wie wir unter Nr. 9 sahen, auf Anfang April fällt, kann der Brief wohl nur einige Wochen nach der zu Hause verbrachten Ostervakanz liegen, die um die Wende April/Mai schloß; d. h. wahrscheinlich etwa Ende Mai oder im Juni 1787.

12a. Französischer Briefentwurf.

„A . . ." (an einen nicht näher bezeichneten sehr vertrauten Freund); stammt der Entwurf aus diesen Jahren — 1787/88 —, so kommt nur Immanuel Nast in Betracht (H. VI. 513).

Schilderung seines Seelenzustandes nach einem Abschied von dem Freunde: zuerst furchtbare Wut auf die ganze Welt, bald aber wachsende Ruhe, Gleichgültigkeit, Menschenverachtung und schließlich freudige Todeserwartung.

Dieser Entwurf unterscheidet sich insofern von allen anderen Briefen an den Freund im Stil, als er ein kleines Kunstwerk sein soll: daher darf sich die empfindsame Er-

regtheit H.s nicht, wie sonst, in locker gereihten Sätzen und Satzbruchstücken äußern, sondern in der Häufung und inneren Steigerung gleichgebauter, eng aneinander gerückter kunstvoller Hauptsätze. Der Brief war von H. zunächst in deutscher Sprache entworfen, wie Seebass (H. VI. 512) vermutet, und dann übersetzt; jedenfalls hat er die zweifache Bedeutung einer seelischen Zustandsschilderung des Dichters (für sich selbst) und einer französischen Stilübung; kaum aber die praktische eines Briefes: die Anrede des Freundes ist nur eine Einkleidung, die deshalb nahelag, weil der Abschied von jenem der Grund seiner seelischen Erschütterung war.

Wann dieser Briefentwurf verfaßt wurde, läßt sich nicht sagen. Ich setze dessen Besprechung hierher, weil ein ähnlich schmerzvoller Abschied von seinem Freunde Nast (möglicherweise derselbe wie der dem französischen Brief zugrunde liegende) in die Zeit fällt, in der wir gerade stehen: es handelt sich um den Besuch Nasts etwa Mai 1787, von dem wir oben (unter Nr. 10) sprachen und von dem H. in dem erwähnten Briefe an Nast vom Spätherbst dieses Jahres rückerinnernd sagt (H. I. 192, Z. IV. 37 f.): „Weist Du noch lieber! wie mirs so tobte in der Brust — als Du vorigen Sommer schiedest — ich sah Dirs an, Du wundertest Dich, ich schied von Dir, wie wenns auf ewig wäre." Bemerkenswert ist, daß H. sich in dem französischen Briefentwurf von Schillers „Fiesko" angeregt zeigt; er beginnt nämlich folgendermaßen: „Ah, mon cher, quel était l'état de mon ame, apres t'avoir quitté, d'abord je maudis tout le monde, je dis avec Fiesco: je voudrais satisfaire mon ressentiment inexorable, je voudrais déchirer avec mes ongles le monde entier pour en faire un monstre . ."; damit vgl. „Fiesko" V. 13 (Fiesko am Leichnam seiner Gattin): „Ah (mit frechem Zähnblöken gen Himmel) Hätt' ich nur s e i n e n Weltbau zwischen den Zähnen — Ich fühle mich aufgelegt, die ganze Natur in ein grinsendes Scheusal zu zerkratzen, bis sie aussieht wie mein Schmerz." — Auch mit diesem abgewandelten Schillerzitat paßt der französische Brief ganz in das Frühjahr, in dem H. dem Freunde gegenüber von „dem feurigen Schiller" schwärmte und ihm „Fiesko" und „Kabale und Liebe" empfahl (H. I. 175, Z. IV. 19; in unserem Briefe Nr. 7, vom 18. Febr. 1787). Sturm- und Dranggeist durchweht überhaupt den ganzen französischen Brief, nicht nur in der verzweifelten Fiesko-Wut am Anfang, sondern auch in der folgenden Selbstaufrichtung mit dem stolzen Satze: „. . . je me semblais comme le lion, qui voit a ses pieds la souris, sans la blesser parce qu'il est trop grand pour en

etre faché" und den noch stolzeren Worten „... et l'homme est un dieu s'il veut l'etre". Doch es ist wohl kein Zufall, daß dieser kraftvolle H. gerade nur dort in Erscheinung tritt, wo er kunstvoll gestaltet (wie in diesem Kunstbrief und in vielen Gedichten), während er sich dort, wo es von selber aus ihm kommt (in den echten Briefen), überall weich und empfindsam zeigt.

13. An Nast. (H. I. 184, Z. IV. 25)

H. weinte über des Freundes letzten trostreichen Brief. Seine Leiden im Kloster haben das Höchstmaß erreicht; er will den Prälaten um eine Kurzeit „von etlich Monathen" bitten.

Diesen Brief halten wir wiederum zusammen mit einem Satze aus dem mehrfach erwähnten Briefe vom Spätherbst (H. I. 193, Z. IV. 38): „und ich war jetzt (d. h. nach dem besagten schweren Abschied von Nast) wieder ohne dich, bei dem ich meine Leiden so vergessen hatte — und ich — sahe, wie mein Schicksal immer schwärzer, meine Seele immer schwächer, mein Körper immer kränklicher wurde — ... und dies war die Ursache meines Dir vermutlich so unerklärlichen Scheidens". Wenn, wie wir annahmen, Nasts Besuch in den Mai fiel, so mag unser Klagebrief also nicht sehr lange danach, etwa im Juni 1787, geschrieben worden sein, und bald darauf hat H. also tatsächlich eine Kurzeit erhalten, die im Juli oder August liegen mag, vielleicht auch noch länger gedauert hat. Aus dieser Zeit liegt uns kein Brief H.s vor, der nächste ist erst der genannte vom Spätherbst desselben Jahres:

14. Doppelbrief an Nast. (H. I. 185 und 187, Z. IV. 30 und 32)

14 A. Im stärksten Gegensatz zu dem vorigen, ein Brief voll des höchsten Glücksgefühls. H. verrät dem Freunde sein Liebesgeheimnis, „doch nur halb — weil sichs ein anderer lieber Mund vorbehalten hat, Dirs zu sagen".

14 B. Hier lüftet er den Schleier ganz. Ein biographisch außerordentlich wichtiger langer Brief; er schildert die Entwicklung seiner Liebe zu der Verwandten des Freundes und den Wechsel seiner seelischen Stimmungen bis zur jetzigen Gewißheit und dem jetzigen Hochgefühl. Das Bekenntnis wird zuerst lange aufgehalten dadurch, daß H. aus einem Briefe seines Stuttgarter Freundes Hiemer große Teile für Nast abschreibt; sein Zögern, seine Scheu vor dem vollen Geständnis ist daran deut-

lich zu spüren. — Wie die Liebe, so zeigt sich auch die Freundschaft in diesem Briefe auf ihrem glückseligen Höhepunkt in dem Enthusiasmus, mit dem H. am Anfang für den Brief des Freundes dankt, den er gerade erhalten.

Mit gutem Grunde nahm Seebass (H. I. 376) an, daß diese beiden Briefe (14 A und B) zu gleicher Zeit abgesandt wurden; denn einmal gehören sie inhaltlich so eng wie nur möglich zusammen (Bekenntnis der Liebe), und dann haben beide auch ein äußeres gemeinsames Merkmal in der Erwähnung der Gedichte des Freundes Hiemer: in 14 A „Hier Gedichte von H. — er läßt Dich grüßen" usw., in 14 B, wie darauf Bezug nehmend: „Nur zuerst vom Hiemer! höre was er mir neulich schrieb — ‚Du willst Gedichte von mir? Gut! Da hast Du eines . . .'" usw., worauf die langen Auszüge aus Hiemers Brief über dessen Trenck-Gedicht und über die erbetene strenge Rezension folgen. Endlich weist auch der Schlußsatz des ersten Briefes „morgen früh schreib ich Dir vielleicht noch einmal!" darauf hin, daß der zweite die Fortsetzung sei.

Für die Datierung ist maßgebend, daß es im ersten der beiden Briefe heißt: „Verzeih ein ganzes Jahr sagt' ichs Dir nicht — das liebe Geheimniss, das Du noch nicht weist". H. sprach Nast zum ersten Mal, wie wir unter Nr. 3 mit Hilfe von Nr. 14 B feststellten, etwa Mitte Dezember 1786. So ergibt sich als Entstehungszeit der beiden Bekenntnisbriefe etwa das Ende des November oder der Dezember 1787. Einige Zeit vorher hatte, wie 14 A bezeugt, H. zum ersten Male seinen Freund auf einer Heimfahrt in Leonberg besucht; wohl nicht auf der Fahrt zur Kur in Nürtingen im Sommer, die zu weit zurückliegt, sondern am Schluß des Sommersemesters bei der Fahrt in die Herbstferien Ende September. Jetzt erwartet H. seinerseits einen Besuch Nasts in Maulbronn (also etwa um dieselbe Zeit wie im Vorjahre): „Komme ja recht bald! Wir wollen paradiesisch zusammen leben!" (H. I. 187, Z. IV. 32).

15. An die Geschwister. (Z. V. 385).

Dieser erst 1926 von Zinkernagel im Nachtrag zu den Briefen im 5. Bande seiner Ausgabe veröffentlichte Brief enthält einen guten Wunsch — offenbar den Neujahrswunsch — an seine Geschwister Heinrike und Carl. Auf das innige Verhältnis zu ihnen fällt ein schönes Licht.

Ich reihe den Brief ebenso ein wie Zinkernagel, obwohl nicht bewiesen ist, daß er gerade dem Anfang dieses Jahres, 1788, angehört; doch paßt sein heiterer, zufrie-

dener und liebevoller Ton psychologisch sehr gut in dieser Zeit, da er auf der Höhe eines nach vielen Kummer errungenen, ungetrübten und selbstbewußten Glückes stand.

16. An die Mutter. (H. I. 194, Z. IV. 39)

Befürchtungen der Mutter „aus Gelegenheit des Weines" werden mit dem Bericht über eine gute Tat an einem Klosterschüler erwidert, der in liederliche Gesellschaft gekommen war und von H. wieder in gute Bahnen gelenkt wurde.

Da sich H. entschuldigt, am letzten Botentage wegen des Herzogs Geburtstag (am 11. Februar) nicht geschrieben zu haben, wird etwa der 18. Februar 1788 das Datum dieses Briefes sein.

17. An Nast. (H. I. 196, Z. IV. 41)

H. hat längere Zeit nicht geschrieben, und die letzten Briefe waren „mystisch", wie ihm der Freund vorgeworfen hat. Dieser Brief ist sehr kurz, aber voll zufriedener Stimmung. Der junge Dichter hofft, für Schubarts „Vaterländische Chronik" etwas liefern zu dürfen (das zerschlug sich dann).

Im Briefe heißt es, daß bis Ostern (im Jahre 1788: am 23. März) noch 5 Wochen sind. Er ist also wie der vorige etwa am 18. Februar 1788 geschrieben.

18. An die Mutter. (H. I. 197, Z. IV. 42).

Der Brief gilt der Verabredung seiner Begegnung mit der Mutter zu Ostern.

Da das Treffen „in acht Tagen", am Dienstag nach Palmarum, erfolgen soll und Ostern im Jahre 1788 auf den 23. März fiel, muß der Brief um den 10. März geschrieben sein; da wir außerdem aus dem Brief Nr. 16 entnehmen können, daß der Montag als Botentag H.s Schreibetag war (denn der 11. Februar — des Herzogs Geburtstag — war ein Montag), ist Montag, der 10. März 1788, als Datum des Briefes ziemlich sicher.

19. An Louise Nast. (H. I. 198, Z. IV. 43)

Der erste erhaltene Brief an Louise — der einzige aus der Maulbronner Zeit, da ja in der Zeit des Liebesglückes die Möglichkeit zu unmittelbarem Verkehr den schriftlichen entbehrlich machte. Hier aber vernehmen wir den Nachklang einer „seligen Stunde", die H. mit der Geliebten verbracht hat und die ihn zu diesem entzückten Brief hinreißt. Er gesteht ihr, daß er, wie so oft,

gerade mit einem Gedicht an sie beschäftigt war, als er sie traf.

Zur Feststellung des ungefähren Datums verhelfen die Veilchen, die Louise dem Geliebten geschenkt hat und die vor ihm stehen, während er schreibt: also Frühling 1788. Ferner entfällt die Zeit der Osterferien, die H., nach dem folgenden Briefe zu schließen (H. I. 200, Z. IV. 44), in Markgröningen verbrachte und die vom Dienstag nach Palmarum (s. unter Nr. 18), also vom 18. März an vier Wochen lang (s. wiederum den folgenden Brief), d. h. bis zur Mitte April, dauerten. So bleibt etwa die 2. Hälfte des April 1788 als Entstehungszeit unseres Briefes.

20. An Nast. (H. I. 199, Z. IV. 44)

Wieder einmal ein Brief, mit dem sich H. aus der Ossianbegeisterung heraus dem „Bruder" nähert (vgl. Nr. 9). Er enthält 1. einen Bericht über die am Totenbette seiner Tante (Maria Elisabeth von Lohenschiold, Schwester seines Vaters, s. die Stammtafel H. VI. 517) in Markgröningen verbrachte Ostervakanz; 2. eine dringende Einladung zu Pfingsten nach Maulbronn (als letzte Gelegenheit der Freunde, sich zu sehen, ehe H. im Herbst nach Haus und dann nach Tübingen gehen wird).

Der Brief kann nicht lange nach der Ostervakanz geschrieben sein; aber auch nicht sofort nach der Rückkehr (die, wie unter Nr. 19 gezeigt, Mitte April stattfand); denn H. verließ seine Tante noch lebend, weiß aber jetzt schon um ihren Tod. Demnach wird der Brief gegen Ende April 1788 geschrieben sein. Die Pfingsteinladung (Pfingsten war der 11. Mai) stimmt auch gut dazu.

21. An Nast. (H. I. 197, Z. IV. 24) „Morgens 5 Uhr".

Kurzer Bericht über ein paar schöne Tage, die er mit Bilfinger zusammen verbracht hat, indem sie einander besuchten (Bilfinger, H.s Schulfreund in Maulbronn, ist jetzt nicht mehr dort, sondern wohl in Stuttgart, wo er sich wenigstens im Herbst darauf befindet, s. H. I. 212 u. Z. IV. 57, und wo er später — von 1795 an — als Kanzlist bei der Regierung aufgeführt wird, s. Litzmann 26, Anm. 2). H. bedauert nur, daß Nast nicht mit dabei war und daß er selbst jetzt so weit weg von Bilfinger sei. Litzmann hatte diesen Brief (S. 59 mit Anm. 1) in den Sommer 1788 gelegt und den nach Ostern geschriebenen (unsere Nr. 20), wie ich es jetzt auch tue, davor gesetzt (S. 50). Dagegen erhob Seebass (H. I. 376) den Einwand, daß H. in Nr. 20 den „Brutus und Cäsar", den er in Nr. 21

dem Freunde in Aussicht stellte, zurückerbitte, daß also damit die umgekehrte Reihenfolge bewiesen sei; darum setzte Seebass Nr. 21, als „wohl gleich nach der Ostervakanz 1788 geschrieben", vor den Osterferienbericht-Brief Nr. 20. Diese Ordnung ist unmöglich; denn 1. kann sich der Bericht aus Nr. 21 überhaupt nicht auf dieselben Osterferien 1788 beziehen wie Nr. 20, weil er ja ganz davon verschiedene Unternehmungen enthält, die mit der vierwöchigen Krankenwache bei der Gröninger Tante nicht zu vereinigen sind; und 2. ist Nr. 20 unbedingt der allererste Brief nach der Ostervakanz an Nast, das beweist die Stelle (H. I. 200, Z. IV. 44): „Lange, lange schon ist's freilich, daß wir nichts mehr von einander hören — und denke, Bruder, die ganze Vakanz war ich kaum eine Meile von Dir und konnte — unmöglich hin" usw. — Zinkernagel legte, wohl aus diesen Gründen, unseren Brief Nr. 21 in eine viel frühere Zeit: er stellte das hier bedauerte Fernbleiben Nasts mit der so dringenden Einladung H.s vom 20. März 1787 (Nr. 8, H. I. 176, Z. IV. 23) zusammen, läßt also Nr. 21 in der Reihe der Briefe an Nast auf Nr. 8 unmittelbar folgen. Aber auch diese Ordnung wird hinfällig: denn, wie wir sahen, ist der Freund Bilfinger in Nr. 21 (während des Semesters!) „weit, weit weg", während er in allen Briefen bis zum Februarbrief 1788 (unsere Nr. 17, H. I. 196, Z. IV. 42) noch eine wichtige Rolle als H.s Schulfreund in Maulbronn spielt; erst vom Sommersemester 1788 ab ist er nicht mehr da; daher kann Nr. 21 nur nach Ostern 1788 liegen (gegen Zinkernagels Annahme), aber auch nur nach dem Osterferienbericht-brief Nr. 20 (gegen die Annahme von Seebass). Dessen Einwand wegen der „Brutus und Cäsar"-Stellen müssen wir nun noch entkräften: es ist ja ganz undenkbar, daß H. in dem einen Briefe — gleich nach Ostern, wie Seebass will — dem Freunde ein Musikstück (denn um die Musik über „Brutus und Cäsar" handelt es sich, s. H. I. 169, Z. IV. 13) mit den Worten verspricht „Brutus und Cäsar hast Du in vierzehn Tagen, so wahr ich Dein Freund bin" (H. I. 198, Z. 24), und dann in einem Briefe, ebenfalls „bald nach Ostern" nach Seebass, das Stück schon wieder zurück haben will. Das will er ja aber gar nicht. Lesen wir einmal den Passus genau (H. I. 201 auf Grund des Druckes von Chr. Th. Schwab II, 1846, da die Hs. nicht mehr auffindbar; Z. IV. 45): „Sey so gut, und schik mir den Pfeffel, und Brutus und Cäsar . . .": Schwab druckte Punkte, weil er das folgende nicht entziffern konnte. Gehen wir deshalb, da hier unsicherer Boden ist, von der oben bewiesenen Tatsache aus, daß der Brief, der diesen nicht ganz

entzifferten Satz enthält, nämlich der Ferienberichtbrief Nr. 20, dem andern, der das Versprechen der Sendung binnen 14 Tagen enthält, nämlich Nr. 21, vorangeht, so können wir dort nun leicht etwa folgendermaßen ergänzen: „Sey so gut und schik mir den Pfeffel, und Brutus und Cäsar bekommst Du dann von mir" oder „Brutus und Cäsar schick ich Dir dafür" oder ähnlich. Dieser Ankündigung folgt dann im nächsten uns erhaltenen Briefe an Nast, Nr. 21, das Versprechen.

Nun bleibt noch die Neudatierung dieses Briefes übrig. Die herrlichen Tage, die H. und Bilfinger mit gegenseitigen Besuchen verlebt haben, sind eigentlich nur zu Pfingsten denkbar, zumal H. in dem vorigen Briefe die Pfingstzeit als die einzige hinstellte, in der er den Freund noch einmal sehen könnte, jetzt aber Nasts Fernbleiben so bedauert. So ergibt sich auf natürliche Weise folgende Auffassung: H. hat trotz seiner dringenden Einladung im vorigen Briefe seinen Freund Nast zu Pfingsten nicht gesehen, dafür aber Bilfingers Besuch erhalten und diesen seinerseits in Stuttgart besucht (bis nach Nürtingen pflegte er wohl wegen der Kürze der freien Zeit zu Pfingsten nicht zu gehen); der vorliegende, enttäuschte Brief an Nast ist dann bald darauf geschrieben worden, d. h. (da Pfingsten im Jahre 1788 auf den 11. Mai fiel) etwa in der 2. Hälfte des Mai 1788.

22. An die Mutter. (H. I. 201, Z. IV. 46)

Der Brief begleitet die Sendung des ersten Teiles seines Reisetagebuches vom Juni 1788 und enthält die Aufzählung der Ausgaben und die Ankündigung der besonders für den elfjährigen Bruder Carl interessanten Fortsetzung („von großen Schiffen, mit Seegeln, und Mastbäumen").

Diese Reise dauerte vom 2.—6. Juni, und H. schreibt jetzt: „Ich denke noch immer mit Vergnügen an die, obschon kurze fünftägige, doch weite Reise"; also sind schon mehrere Tage wieder vergangen, und der Brief fällt in die Mitte Juni 1788 (so auch von Seebass datiert).

22 a. Reisetagebuch vom Juni 1788, 1. Teil. (H. I. 203, Z. IV. 47)

Die Erlebnisse der beiden ersten Reisetage: am 2. Juni Ritt nach Bruchsal und weiter nach Speyer, am 3. Fahrt mit seinen Gastgebern nach Schwetzingen, Heidelberg und Mannheim.

Die beiden Tagesberichte sind wohl an den jeweiligen Abenden niedergeschrieben (im vorangehenden Briefe

heißt es: „Sie müssen eben vorlieb nehmen mit dem Gesudel, ich schriebs oft halb im Schlaf, eh ich zu Bette ging"); abgesandt wurden sie mit dem Brief etwa Mitte Juni 1788.

22 b. Reisetagebuch, Fortsetzung. (H. I. 208, Z. IV. 52)

Die Erlebnisse der drei übrigen Reisetage: Am 4. Juni die interessante Fahrt von Mannheim nach Oggersheim (wo ihn nicht das Lustschloß der Kurfürstin, sondern nur das Wirtshaus, in dem der flüchtige Schiller abstieg, fesselt) und nach Frankenthal, sowie die Rückfahrt nach Speyer; am 5. Juni die beiden großen Erlebnisse in Speyer: der Dom und die Abendstimmung draußen am Rhein; am 6. Juni der Ritt nach Maulbronn zurück.

Die drei Berichte sind anscheinend an den betreffenden Abenden verfaßt, doch später überarbeitet; denn am Schluß des Berichtes vom 4. Juni heißt es z. B. wie aus späterer Erinnerung: „Am nemlichen Nachmittag fuhren wir nach Speier zurück, und so hatt ich die meiste merkwürdige Städte der Pfalz in kurzer Zeit gesehen", dann aber gleich darauf: „Morgen seh' ich mich in Speier um". Wiederum können die Worte über den Dom im folgenden Tagesbericht nur später geschrieben sein: „... ich hielte mich eine Stunde darinn auf, und könte beinahe noch bisher jeden Tag eine Stunde darinn gewesen sein, ohne Langeweile gehabt zu haben". Weil H. eine Überarbeitung noch vorhatte, schickte er die Berichte über diese drei letzten Tage nicht sogleich mit; ihre endgültige Fassung und Absendung an die Mutter fällt also (nach jenem Brief von Mitte Juni) wohl in die 2. Hälfte des Juni 1788.

Noch ein Wort über die Art der Beschreibung in dem ganzen Tagebuch: sie ist meist, besonders bei Schiffen und Bauwerken und dergleichen, sehr sachlich und genau und zeugt davon, daß H. das viele Neue, das ihm begegnete, nicht nur bewundernd, sondern auch mit scharfen, offenen Augen sah. Einige Male aber weicht die Beschreibung ganz der dichterischen Erfassung, und zwar dort immer, wo ein Eindruck irgendeine Seite in H.s innerstem Wesen laut mitschwingen läßt: so die Begegnung mit dem französischen General, dem Grafen von Styrom, — seinen Sinn für Heldengröße; das Oggersheimer Wirtshaus — seine Begeisterung für den „großen genialischen Dichter"; der Speyrer Dom — sein Hingezogensein zu allem „Erhabenen"; endlich der Abend am Rhein — sein

echtes Naturgefühl. Interessant ist, daß der Speyrer Dom auf beide Arten behandelt wird (H. I. 209 f., Z. IV. 54 f.): zuerst als eine Summe von Säulen, Staffeln, Stühlen und Altären, und dann noch einmal: als künstlerische Einheit, die weiterwirkt in religiöser Ergriffenheit und dichterischer Schau. Die Speyrer Rheinidylle, der künstlerische Höhepunkt des Tagebuches (H. I. 211, Z. IV. 55 f.), überragt in ihrem poetischen Wert die meisten von uns zu behandelnden Gedichte: da zwingt keine literarische Mode das freie, unmittelbare Ausströmen der Seele eines echten Dichters.

23. An Nast. (H. I. 212, Z. IV. 57)

Dieser letzte uns erhaltene Brief an den geliebtesten Freund der Maulbronner Jahre drückt noch einmal in begeisterten Worten die Innigkeit aus, mit der H. an ihm hing, und die Sehnsucht, ihn bald zu sehen. Zugleich ist der Brief von dem Glück über ein gelungenes Werk erfüllt: „Bruder! Bruder! warum mirs wirklich[1]) so wohl ist! — weil ich vorgestern etwas vollendet hab', davon mir so manches Duzend Tage lang der Kopf glühte —". Dieses Werk ist wahrscheinlich, wie wir später sehen werden, die Ode „Die Unsterblichkeit der Seele" (H. I. 22, Z. I. 401).

H. kündigt hier seinem Freunde an, daß er ihn genau in 14 Tagen bei der Heimfahrt nach Nürtingen in Leonberg besuchen werde. Es kann sich nur um die Herbstvakanz 1788 (zwischen letztem Maulbronner und erstem Tübinger Semester) handeln, da sein damaliges Leonberger Zusammentreffen mit Louise noch öfter eine Rolle spielt. Zwar fand schon am Beginn der Herbstferien des vorhergehenden Jahres einmal ein Besuch H.s in Leonberg (der erste) statt, wie wir sahen (Nr. 14); aber damals war Bilfinger noch in Maulbronn (vgl. Nr. 21), der zur Zeit unseres Briefes bereits in Stuttgart ist. — Die Herbstvakanz begann auf Grund der Großen Kirchenordnung von 1582 (s. Eitle 2,13) zu Michaelis, d. h. am 29. September; demnach ist unser Brief am 15. September 1788 geschrieben (dies paßt auch, da es ein Montag war, zu unserer früheren Feststellung, Nr. 18, daß H. in Maulbronn seine Briefe meist montags schrieb).

24. An Louise Nast. (H. I. 221, Z. IV. 61)

Der erste erhaltene Brief aus Tübingen: eine Abbitte an Louise wegen seines letzten „feindseligen" Briefes (der nicht erhalten ist); zugleich Dank für ihre

[1]) „wirklich" = jetzt, gegenwärtig (Suevismus).

trotzdem so liebevolle Antwort und ihre Trostworte in seiner jetzt „freilich ziemlich traurigen Lage"; Rückblick auf „all' die Wonne der Vergangenheit"; und Ausblick auf eine gemeinsame schöne Zukunft.

Litzmann hat diesen Brief (und nach ihm Seebass) in den Herbst 1789 (statt 1788) gelegt (S. 115, auch S. 72) und begründet dies einmal damit, daß H. die Anwesenheit seiner Schwester erwähnt, für die er in einem anderen Briefe vom Herbst 1789 eine Einladung nach Tübingen erwirken will (Brief an die Mutter, H. I. 221, Z. IV. 73 oben); dann auch mit der Stimmung des Briefes, in dem er gegenüber einem Briefe um die Jahreswende 1788/9 (H. I. 213, Z. IV. 63) eine gewisse Kühle erkennen will. Dazu ist zu sagen 1., daß bei der Nähe Nürtingens ein öfterer Besuch der Schwester Heinrike in Tübingen sehr wohl anzunehmen ist; 2. darf der ein wenig kühlere Ton (der eigentlich auch nur in den beiden ersten Sätzen herrscht — in der beschämten Bitte um Verzeihung) nicht als Argument zur Einreihung dienen, da H.s Launenhaftigkeit in dem Briefwechsel mit Louise deutlich genug hervortritt, teils in seinen eignen Geständnissen, teils in darauf liebe- und verständnisvoll erwidernden Worten Louisens. Gleich der erste erhaltene Brief Louisens nach Tübingen (H. I. 377, Z. V. 408) von Ende 1788 enthält ja eine solche verzeihende Erwiderung und einen deutlichen Hinweis auf einen Brief, der nun wirklich einen kühlen Ton gehabt haben muß — und das schon bald nach H.s Abreise von Leonberg, wo er im Herbst 1788, wie wir noch sehen werden, so glückliche Tage mit ihr verlebt hatte! — Dieser kühle Brief aber, der nicht erhalten ist, muß, wie ich nun zeigen will (und wie auch Zinkernagel, aus seiner Anordung zu schließen, annimmt) identisch mit dem „feindseligen" Brief sein, wegen dessen sich H. in dem augenblicklich von uns besprochenen, erhaltenen Briefe entschuldigt; mit andern Worten, der erwähnte Brief Louisens ist die Antwort auf H.s Abbitte. „Hast recht er machte mir viele Sorge Dein lieber Brief, ganse Nächte konnte ich nicht schlafen, und doch ist er mir so lieb dass ich um aller Welt schaze ihn nicht gebe" — so schreibt Louise, aber da beider Verhalten typisch ist — H.s Reue und Louisens Nachsicht —, wäre damit der Zusammenhang beider Briefe noch nicht bewiesen. Dazu kommt nun aber noch eine innere Beziehung, die nur diese beiden Briefe verbindet und die keine bloß zufällige Gemeinsamkeit ist, wie uns aus einer wiederum typischen Verhaltensart Louisens klar wird; darüber zunächst ein Wort. Wir können beobachten, wie

das einfache Mädchen in Erlebnis und Ausdruck ihrer Liebe sich ganz dem Geliebten anschmiegt, in seinen Bahnen wandelt: wie er so oft Reimgedichte an sie verfaßt (H. I. 199, Z. IV. 43) und ihr wohl auch bisweilen mitgeteilt hat, so bringt auch sie vor seinem Abschied im Herbst 1788 ein paar gereimte Zeilen zuwege (H. I. 352); wenn er ihr schreibt (H. I. 214, Z. IV. 63): „. . . . nur noch eilf Wochen . . . und dann — o Louise! Louise! Dann — Ich kann sie nicht nennen all die Seeligkeit, die meiner in Deinen Armen wartet — der Buchstabe ist eben Buchstabe", so erwidert sie (H. I. 378, Z. V. 410): „. . . . Ach nur noch eilf Wochen und dann dann Friz all die Seeligkeit in Deinen Armen . . . o der Wonne die sich nicht beschreiben läßt da keine Worte sind, sie zu sagen" usw.; wie er ihren „schönen majestätischen Gang, das liebevolle Auge" rühmt (H. I. 214, Z. IV. 64), so spricht sie von seinem „himmlischen Lächeln", hält aber gleich inne: „sonst möchst Du meinen ich hab es Dir abgelernt" (H. I. 379, Z. V. 410); ja, auch die wechselvolle, bald trübsinnige, bald wieder selige Stimmung des Freundes hat auf sie eingewirkt: „verzei lieber lieber Friz verzei, so hab ich oft Grillen, o und die plagen mich, o sie plagen mich so, ich habe oft rechte traurige Stunden" (H. I. 381, Z. V. 412). Nun werden uns, bei der Kenntnis dieser typischen Haltung Louisens, einige Gemeinsamkeiten seines und ihres Briefes zum Beweis für ihre zeitliche Zusammengehörigkeit. Er: „. . . je öfter ich den Brief lese, desto schäzbarer wird er mir" (H. I. 222, Z. IV. 61); sie: „Dein lieber Brief . . . ist . . . mir so lieb dass ich um aller Welt schaze ihn nicht gebe" (H. I. 377, Z. V. 408). Er: „Was ich diesen Nachmittag für eine seelige Stunde hatte! ich wollte Deinen letzten Brief wieder lesen — bekam aber einen ältern in die Hand — und dann wieder einen andern — bis ich endlich alle gelesen hatte — auch den allerersten, liebe Seele!" usw.; sie: „O lieber Friz! Da siz ich, und habe fast alle Deine Briefe vor mir, das ist mein einges Vernügen, und da ist mirs so über alles wohl, bin so glücklich, wenn ich allein seyn kan, es ist schon wirglich 12 Uhr, und doch konnte ich mich nicht satt lesen, o es ist meine liebste Lektüre". Nicht, daß Louise durch H. erst auf den Gedanken kommen mußte, alle Briefe des andern einmal wieder zu lesen; aber als H. es tut, wird es für sie zu der aktuellen Liebesgeste, so zu tun und so zu schreiben. Und die Geste erfährt bei ihr eine merkliche Steigerung: was er nur zufällig tat (ein Brief nach dem andern kam ihm in die Hand), wird bei ihr zum Selbstzweck; und was ihm

eine selige Nachmittagsstunde bereitet hat, wird ihr zum „eingen Vergnügen", zur „liebsten Lektüre".

Die neue Einordnung des behandelten H.-Briefes, von deren Richtigkeit wir uns damit überzeugt haben, klärt nun auch noch eine Stelle in ihm, die bei der bisherigen Datierung nicht recht verständlich war. Ganz am Schluß heißt es: „Hier meinen Schattenriß! Es sollte mir leid thun, wenn ich wieder so schlecht getroffen wäre". Schon Litzmann (S. 116 Anm. 2) fiel es auf, daß ja Louise einen früheren Schattenriß gerade so gut gefunden hätte (H. I. 379, Z. V. 410): „und Deinen Schattenriß wie fest drük ich ihn an mein Herz, nein! so warst Du noch nie getroffen, jeder Zug wird mir wieder so lebhaft usw." Nun wissen wir, daß dieser Brief Louisens später liegt als der besprochene H.s, weiterhin werden wir sogar sehen, daß beide Schluß- und Anfangslied eines uns lückenlos erhaltenen, zweimaligen Briefwechsels bilden, daß also der von Louise gerühmte Schattenriß mit dem von H. gesandten identisch ist. Daß Louisens Lob etwas verspätet kommt (in der ersten Antwort erwähnt sie den Schattenriß nicht), kann uns bei der Anlage ihrer Briefe, die nie planvoll, sondern immer von dem Hin und Her ihrer Einfälle bestimmt sind, nicht wundern.

Aus dem lückenlosen Briefwechsel, dessen 4. Glied von Louisens Hand das Datum des 19. Januar 1789 trägt und dessen 3. Glied einen Neujahrswunsch H.s für eine Freundin Louisens enthält, ergibt sich zunächst ungefähr das Datum des 2. Briefes, in dem Louise am Schluß sagt: „O es waren lange Feuertage, keinen Brief konnte ich nicht von meinem Friz bekommen": Dieser Brief ist also kurz nach den Weihnachtsfeiertagen, Ende Dezember 1788, geschrieben, und der vorangehende Brief muß nach diesen Worten gleich nach den Feiertagen angekommen, also um W e i h n a c h t e n 1788 geschrieben sein. Dem ging ein Brief Louisens, wohl etwa Mitte Dezember, vorher, in dem sie ihm mit „himmlischer Güte" antwortet auf seinen „so feindselig" geschriebenen Brief, der etwa Anfang Dezember 1788 liegen mag. In diesem nicht erhaltenen Briefe muß H. ihr gegenüber bereits seine Enttäuschung über die Tübinger Verhältnisse ausgedrückt haben (im zweiten Monat seines dortigen Aufenthaltes), und vielleicht ist es auch dieser Brief, auf den H. über ein Jahr später bei der Lösung des Verlöbnisses wegen seines „unüberwindlichen Trübsinns" aus „unbefriedigtem Ehrgeiz" (H. I. 224, Z. IV. 66) anspielt: „Du siehst jetzt den eigentlichen Grund, warum ich den freilich zu raschen Vorsaz fasste unser Verhältniss ä u s s e r l i c h anders stimmen zu wollen. Ich

wolte Dich nicht b i n d e n, weil es ungewiss ist, ob jener mein ewiger Wunsch jemals erfüllt, ob jemals dieser eben menschliche Ehrgeiz befriedigt wird, ob ich also jemals ganz heiter, ganz froh und gesund werden kan. Und ohne diss würdest Du nie ganz glücklich mit mir sein". Da H. von seinem „freilich zu raschen Vorsatz" spricht, ist anzunehmen, daß er ihn schon bald nach dem Abschied von Maulbronn in den ersten Tübinger Wochen zum ersten Mal verwirklichen wollte, demnach wohl eben in jenem nicht erhaltenen „feindseligen" Brief vom Anfang Dezember.

25. A n L o u i s e N a s t. (H. I. 213, Z. IV. 63)

Dem vorigen Briefe H.s folgte Louisens Antwort (H. I. 377, Z. V. 408), die nun H. seinerseits, voll Dankbarkeit und Glück, erwidert. Hoffender A u s b l i c k auf gemeinsame Ostern, E r i n n e r u n g an die glücklichen Zeiten in Maulbronn und Leonberg und den Abschied.

Wir stehen hier am Höhepunkt des Briefwechsels der Liebenden in der lückenhaften Gestalt, wie er uns vorliegt. Hier übersehen wir, um es noch einmal zusammenzufassen, 6 Briefe, die unmittelbar aufeinander folgen und von denen nur die beiden ersten nicht erhalten sind: 1. H.s Brief vom Anfang Dezember 1788, der das Band zu lockern droht; 2. Louisens Antwort etwa Mitte des Monats, die es mit unverminderter Liebe und zärtlichem Trost wieder fest knüpft; 3. H.s beschämt abbittender Brief um Weihnachten; 4. Louisens von Sehnsucht erfüllter Brief am Ende des Jahres; 5. H.s beglückte Antwort um Mitte Januar 1789 (s. u.); endlich 6. Louisens nunmehr ganz beruhigter, selig-hingebungsvoller Brief vom 19. Januar (H. I. 378, Z. V. 410).

Nur die Datierung der beiden letztgenannten Briefe bedarf noch der Erläuterung. Louise hat ihren Brief selbst so datiert, und H. muß den seinigen kurz davor geschrieben haben, da in beiden Ostern noch 11 Wochen entfernt ist (nicht das Osterfest selbst, das nach Louisens Brief noch 12 Wochen fern liegt — am 12. April —, sondern nur der Beginn der Vakanz oder H.s beabsichtigter Besuch in Maulbronn kann gemeint sein). Danach kommen wir auf M i t t e J a n u a r 1 7 8 9 als Zeit der Absendung des besprochenen H.-Briefes.

Über den Stil und die Stimmung der Briefe H.s an seine Geliebte muß noch etwas gesagt werden. Beide zeigen ein ähnliches Vorherrschen des Gefühlslebens vor dem Verstande wie die Briefe an den Freund Immanuel Nast;

Tränen der Freude und Tränen des Schmerzes werden gleich oft gemeint, süße Wehmut des Abschieds und Wonne der Sehnsucht werden als Lieblingsgefühle gehegt und gepflegt, und die Sprache ist dieser Stimmung entsprechend locker und lebendig im Satzbau, bewußt ausdrucksvoll und wohlklingend in der Wortwahl: „innigste Freude", „unaussprechlich süße beglückende Liebe", „Seligkeit", „Wonne", die „seligen Dir geweiheten Stunden", „wonnerfülltes Herz", „feurigste süßeste Liebe", „süße Wehmut", die der Abschied „über meine ganze Seele goß". Freilich zeigt nur ein einziger erhaltener Brief H.s an Louise diese Eigentümlichkeiten in unvermischter Reinheit: der soeben behandelte von Mitte Januar 1789, der für uns den Höhepunkt des Verhältnisses in der Zeit der räumlichen Trennung darstellt. Von den drei übrigen erhaltenen Briefen ist der erste, früher besprochene, vom April 1788 (Nr. 19), nur der Nachhall eines glücklichen Zusammenseins in der Maulbronner Zeit und ist daher für sich selbst nicht kräftig genug; der zweite (Weihnachten 1788, Nr. 24) leidet unter H.s Beschämung ob der Unfreundlichkeit des vorhergegangenen (nicht auf uns gekommenen) Briefes; und der letzte, der noch zu besprechen sein wird, macht die Trennung doch schließlich wahr und fällt demgemäß in der Tonart gänzlich ab. — Wir dürfen aber annehmen, daß H. noch mehr Briefe in dem ungetrübten Überschwange des dritten an Louise geschrieben hat, die wir nur nicht mehr besitzen. — Die drei erhaltenen Briefe Louisens (H. I. 377, 378 und 381; Z. V. 408, 410 und 411) bleiben sich im Gegensatz zu denen H.s völlig gleich: ohne Plan, von ihren Gedanken getrieben und mit ihrer Gefühlskraft beladen, eilen die Sätze dahin, nur selten durch Zeichen getrennt, natürlich und einfach und voll Innigkeit, oft mit wortreichen Wiederholungen dessen, was sie besonders stark empfindet. —

26. An die Mutter (H. I. 219, Z. IV. 69).
Der Anfang dieses Briefes ist verloren.

Aus dem erhaltenen Rest des Briefes läßt sich im Verein mit den Andeutungen anderer Briefe (s. H. I. 217 oben, Z. IV. 71 über Stäudlin als Muster im Brotstudium; ferner H. I. 220, Z. IV. 72) sicher schließen, daß H. hier seine Mutter um Austritt aus dem Stift und Übertritt zum juristischen Studium bittet. Ein Teil der Begründung nimmt den Restbrief ein: die ungesunden Verhältnisse im Stift entkräften seinen Körper, Zwang und schlechte Behandlung nehmen ihn seelisch mit.

Ich stelle diesen Brief nicht kurz vor denjenigen an die Mutter vom Spätherbst 1789, in dem H. seine Bitte zurücknimmt, — wie es Litzmann und Seebaß tun; denn aus einem Briefe an den Tübinger Freund Ludwig Neuffer, der, wie wir sehen werden, in die erste Hälfte des April 1789 fällt, erfahren wir bereits, daß H. daran denkt, umzusatteln; es heißt dort (H. I. 217, Z. IV. 71): „Stäudlin ist wahrlich ein herrlicher Mann. Wenn meine Mutter noch den Rath einiger einsichtsvoller Männer gehört hat und dieser nach meinem Wunsch ausschlägt, so werd' ich ihn bald auch im Brodstudium zum Muster nehmen können" (Stäudlin, der literarische Führer Schwabens zu jener Zeit, war Jurist und damals Kanzleiadvokat in Stuttgart). Auch finden sich in jenem Briefe an Neuffer ähnliche Klagen über Schikane und Ungerechtigkeit, denen er ausgesetzt sei, wie in dem an die Mutter gerichteten. Für die genauere Datierung gibt ebenfalls der von Nürtingen in den Osterferien 1789 geschriebene Brief an Neuffer einen Anhalt. Dort klagt er, „daß ich gerade den Tag zuvor ehe Du ankamst, meinen Fuss wund stossen und weil ich schon auf den folgenden Tag Reiseerlaubnis hatte, auf vier Wochen abreisen muss, ohne Dich zu sehen". Halten wir das zusammen mit der Tatsache, daß H. in dem Briefe an die Mutter seinen nahen Besuch, offenbar wegen seiner Erholungsbedürftigkeit, ankündigt und bereits die Reiseerlaubnis vom Ephorus bekommen hat (so möchte ich das einsame Wort „Erlaubniss" am Anfange des verstümmelten Briefes deuten)! Dann ergibt sich folgender Sachverhalt: Die bereits Anfang Dezember in dem nicht erhaltenen Briefe an Louise (s. Nr. 24) geäußerte Unzufriedenheit mit den Tübinger Verhältnissen ist einige Wochen vor den Osterferien so sehr gewachsen, daß er das theologische Studium aufgeben will; zugleich leidet er körperlich und erbittet und erhält deshalb die Erlaubnis, schon vor Beginn der Ostervakanz nach Hause fahren zu dürfen; dann aber will er die Abreise doch noch etwas hinausschieben, um noch mit dem Freunde Neuffer, der in Stuttgart ist, aber demnächst zurückkommt, zusammensein zu können; daran hindert ihn aber ein Unfall: er verletzt sich den Fuß und muß am Tage darauf, so wie ursprünglich geplant, noch ehe Neuffer eintrifft, abreisen.

Die Abreise geschah Ende März, da H. kurz vor dem 26. April, wie wir sehen werden (H. I. 217 f., Z. IV. 67 ff.), wieder nach Tübingen zurückfuhr und, wie aus dem Briefe an Neuffer hervorgeht, vier Wochen in Nürtingen weilte. Der Brief an die Mutter, den wir besprachen, fällt also etwa in die Mitte des März 1789.

27. An Neuffer. (H. I. 216, Z. IV. 70)

Der erste erhaltene Brief an den in Tübingen neu gewonnenen Freund. Inhalt: 1. Klagen über die Tübinger Verdrießlichkeiten; 2. dichterische Pläne; 3. Plan des Übergangs zum juristischen Studium.

Der Anfang der Vakanz, da H. noch heiterer war als jetzt, liegt einige Zeit zurück; andererseits erwartet er noch eine Reihe Briefe von dem Freunde. Wir werden also den Brief in die Mitte der in Nürtingen verbrachten Ostervakanz, d. h. in die Tage um Ostern 1789 (12. April), legen müssen. Daß es sich hier tatsächlich um diese Vakanz handelt, beweist die Erwähnung des hier beklagten Unfalles (Verletzung seines Fußes) in einem Briefe Nasts (dem einzigen erhaltenen), der sicher auf den 17. April 1789 datiert ist (H. VI. 219, Z. V. 416): „Burk sagte mir vor 1 paar Tagen, Du leidest als noch an Deinem Fuß — und habest vor der Vakanz nach Haus müssen."

Vor dem Briefe an Neuffer mußte — etwa Anfang März — ein poetischer Brief an diesen Freund von H. gesandt worden sein, den Neuffer am 24. März H. gegenüber erwähnt (H. VI. 219, Z. V. 416).

28. An die Mutter. (H. I. 217, Z. IV. 67)

Bitte um Vergebung wegen seines letzten Betragens (worum es sich handelt, wissen wir nicht); kurzer Bericht über seinen Besuch bei Schubart in Stuttgart.

Zur Datierung dienen die Bemerkungen, daß er „vorgestern zu Gottes Tisch ging" und daß er mit den andern Nürtingern unter den Studenten gern dem „Majentag" beiwohnen würde, „aber weil erst die Vakanz ausging, mögen wir keine Körbe holen". Demnach ist der Brief kurz vor dem 1. Mai und zwei Tage nach einem Sonntag, also wahrscheinlich am 28. April 1789 von Tübingen aus geschrieben; kurz vor Sonntag, den 26. April, ist H. am Schluß der Ostervakanz aus Stuttgart zurückgekommen, wo er Schubart besucht hatte. Neuffer berichtete vorher in seinem schon genannten Briefe vom März — dessen Anfang samt dem Datum uns fehlt, während eine erste und zweite Fortsetzung die Daten des 22. und 24. März tragen —, er habe Schubart ebenso wie Stäudlin auf H.s Besuch bereits vorbereitet (H. I. 380, Z. V. 414).

29. An die Mutter. (H. I. 220, Z. IV. 72)

H.s Entschluß, im Stift und bei dem theologischen Studium auszuharen, wird ausführlich begründet.

Dieser Brief schließt also die Überlegungen ab, die mit demjenigen von Mitte März 1789 an die Mutter (Nr. 26) begonnen und sich auch in dem Osterbrief an den Freund Neuffer (Nr. 27) wiedergefunden hatten. Die Überlegungen müssen sich lange hingezogen haben. Der jetzige Brief nämlich stammt erst etwa aus dem Ende Oktober oder November 1789; denn H. schreibt „Heute Abend hat Vischer das erstemal gepredigt", und nach Litzmanns Mitteilung (S. 114 Anm. 2) hatte der Nürtinger Benjamin Theodor Fischer im Herbst 1789 die Magisterprüfung bestanden, hatte also im folgenden Semester zum ersten Male zu predigen (s. Betzendörfer 57). — Mit Beginn des neuen Semesters also hat sich H. dazu durchgerungen, in der Theologenlaufbahn zu verharren, nachdem er über ein halbes Jahr sich damit getragen hatte, sie aufzugeben. Vielleicht nicht lange danach fällt er eine andere bedeutsame Entscheidung:

30. An Louise Nast. (H. I. 223, Z. IV. 65)

Der Brief enthält die Lösung des Verlöbnisses aus Gründen, die in seinem eigenen Charakter liegen, wie er meint, und die er ausführlich darlegt: „Ich will heiter Dir Glück wünschen, wenn Du einen würdigen wählst, und Du wirst dann erst einsehen, daß Du mit Deinem mürrischen, mismutigen, kränkelnden Freunde nie hättest glücklich werden können." Der tiefere Grund dieses trübsinnigen Wesens sei sein „unbefriedigter Ehrgeiz".

Der Brief ist nicht genauer zu datieren, ebensowenig wie ein (nicht unmittelbar) vorhergehender Brief Louisens („Montags Nachts", H. I. 381, Z. V. 411), der noch voll ungeminderter Liebe und Hingabe ist. Louisens Brief stammt vielleicht aus dem Herbst 1789, der H.s aus dem Winter 1789/90. In einem Brief H.s an seine Mutter vom Mai 1790 (H. I. 226 f., Z. IV, 73 ff.) heißt es dann: „— und daß ich von einer Person, die mir so teuer war, über meine Veränderung, die sie selbst für nötig einsah, und die mich tausend Kämpfe kostete, Vorwürfe hören muß, daß ich denken muß, Du machst dem Mädchen traurige Tage — O liebe Mamma! so viel hab' ich doch nicht verdient!! — Aber hab' ich doch ein gutes Gewissen . . .".

Die Gedichte

1. Dankgedicht an die Lehrer.

(H. I. 3, Z. I. 375). 6 mal 4 kreuzweise gereimte, verschieden lange jambische Verse; Form der Strophe[1]):

A 6 k a
A 4 m b
A 6 w a
A 4 s b

Beispiel (Str. 3):

„So können wir die frohe Bahn durcheilen,
Weil schon das hohe Ziel uns lacht,
Und der Bestimmung Sporn, ein Feind von trägem Weilen,
Uns froh und emsig macht".

Das gleichmäßig alternierende Versmaß erfährt ein einziges Mal — im Schlußvers der 1. Strophe — eine Belebung, und dort sehr wirksam durch einen dreisilbigen Auftakt:

o o o | x́ x | x́ x | ⏊ | ∧ ∧

„Die wir uns sólcher Gnáde fréun?"

Über die Reimtechnik des jungen H. sei hier gleich eine allgemeine Bemerkung vorangestellt: H.s Reime sind nicht rein, sondern folgen der schwäbischen Aussprache; erst in dem ganz zum Schluß zu behandelnden Gedicht „Burg Tübingen" und den jenseits dieser Arbeit liegenden Hymnen hat er von Schiller die Anwendung eines beinahe dialektfreien Reimes gelernt; bis dahin reimt er bedenkenlos i oder ü, wenn sie vor einem n stehen, mit e oder ö (wegen der Senkung des i vor n in der schwäbischen Mundart und der Entrundung von ö und ü). So finden sich die Reime: dienen / krönen (H. selbst hätte das nicht unrein gefunden, denn er sprach: denen / krenen); hin / schön; Hände / Sünde. Einmal findet sich auch (in „Die Stille", v. 62/64, H. I. 36, Z. 1. 414) ist / wischt, was, schwäbisch gelesen, einen guten Reim ischt / wischt ergibt, bühnendeutsch ausgesprochen, jedoch bloße Vokalassonanz ist. — Über die Reime i/ü und ei/eu sind weiter keine Worte zu verlieren, obwohl sie bei H. der schwäbi-

[1]) Die Ziffern geben die Anzahl der Takte im Verse an.

schen Entrundung des ü und eu wegen außerordentlich häufig sind: so enden die ersten 4 Verse in dem gerade zu behandelnden Gedicht: Wille, weihn, erfülle, freun. Aber diese Reime hat ja auch Schiller — eben als Schwabe — beibehalten, und daher fechten sie uns kaum an.

A. Das „Dankgedicht an die Lehrer" zeichnet sich nun durch die besonderen melodischen, rhetorischen und stilistischen Künste aus, in denen sich der vierzehnjährige Klosterschüler hier versucht. Zunächst fällt der identische Reim am Schluß des Gedichtes auf, deutlich als Mittel nachdrücklicher Hervorhebung angewandt und obendrein dadurch unterstützt, daß die gleiche Silbe im ersten und im Zwischenvers steht:

„Und was ist wohl für euch die schönste Krone?
Der Kirche und des Staates Wohl,
Stets eurer Sorgen Ziel, Wohlan, der Himmel lohne
Euch stets mit ihrem Wohl".

Überhaupt hat H. hier eine Vorliebe für den w-Anlaut oder, allgemeiner gesprochen, für die Alliteration als rhetorisches Kunstmittel. Allein in den ersten 6 Versen finden sich die Wörter: würdigte, Weisheit, Wille, weih'n, wer, wir, Wanderer, Wälder, Wüsten. Daneben wird durch Gleichklang der Vokale Wirkung erzielt: v. 6 „Durch Wüsten, die von Hize glühn". Stilistisch auffallend sind einmal die häufigen vorangestellten attributiven Genitive: eurer Weisheit Wille, der Kirche Dienst, des Landes beglückte Felder, der Bestimmung Sporn, der Kirche und des Staates Wohl; ferner die Wendungen, in denen ein anschauliches Prädikat metaphorisch zu einem abstrakten Subjekt tritt: „Ruh' und Friede blühn", „das hohe Ziel uns lacht", „soll nie ein träger Sinn bey uns verdunkeln", „Euch aber kröne Ruhm".

Wir sehen: in diesen Versen eine Fülle von Anstrengungen, künstlerische Wirkung zu erzielen! In diesem Gedicht macht ein formal sehr begabter junger Poet seiner Schule (der berühmten Nürtinger Lateinschule) alle Ehre. Mehr ließe sich bis jetzt noch nicht sagen.

B. Das Gedicht ist nicht vollständig; erhalten sind nur die letzten 6 Strophen. Da sich später ergeben wird, daß der junge H. seine Gedichte sorgsam logisch aufbaut, wage ich bei der folgenden Analyse eine Rekonstruktion des ursprünglichen ganzen Gedichtes, indem ich mich teils der Gesetzlichkeit des Gedichtes selbst, teils den von H. in dieser Zeit angewandten Aufbauprinzipien anpasse

[alles Rekonstruierte steht in eckigen Klammern]

[8 Strophen =]

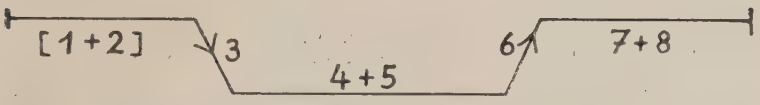
[2] + 4 + 2 Strophen

1 + 2 + 1

[I. Str. 1 + 2: Die Lehrer.
Anrede (1) und Preis ihrer segensreichen Tätigkeit im Dienste des Staates und der Kirche (2)].

II. Str. 3—6: Die Schüler:
Sie werden von den Lehrern dazu erzogen, gleichfalls der Kirche dienen zu können; dafür wollen sie ihnen danken (3); wie der Wanderer, der von fern das glückliche Land sieht (4), wollen sie froh und rasch zum Ziele eilen (5); durch Fleiß und Tugend wollen sie sich der gütigen Fürsorge ihrer Lehrer würdig erweisen (6).

III. Str. 7+8: Die Lehrer:
Als Lohn wünschen ihnen die Schüler persönliche Ehren (7), vor allem aber das Wohlergehen der Kirche und des Staates, denen sie dienen (8).
Schema:



Das Gedicht scheint in allen seinen Gedanken nur von Frömmigkeit, Dankbarkeit und Pflichtgefühl getragen zu sein, und in der Tat sind diese Züge das Wesentliche daran; doch muß gerade uns daran liegen, die Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu richten, wo ein anderes Gefühl sich leise verrät, nämlich auf die Wahl des Vergleichs in der 4. (d. h. der zweiten erhaltenen) Strophe: der Wanderer eilt „durch Wüsten, die von Hize glühn"; in der Anwendung des Vergleichs auf sich und seine Mitschüler sagt er dann begreiflicherweise nichts von Beschwerlichkeiten; doch genügt uns die versteckte Klage, um zu erkennen, daß mit diesem Gedicht bereits die Zeit selig-zufriedenen Kindheitsglückes für H. ihr Ende erreicht hat.

C. Wann war das? Das „Dankgedicht an die Lehrer" ist uns in seinem verstümmelten Zustande am Anfang eines Oktavdoppelblattes erhalten (s. H. I. 344), auf dem ihm dann das Gedicht „Meinem Bilfinger" mit dem Datum des 12. November 1784 folgt; so ist es vielleicht vor diesem anderen Gedicht, jedenfalls aber einige Zeit nach H.s Eintritt in die Denkendorfer Klosterschule (etwa am 18. Oktober 1784 wird dieser stattgefunden haben, s. Eitle 1,

29) gedichtet worden; demnach vielleicht Anfang November 1784.

2. Meinem Bilfinger I. „M. B. 12 Nobr. 1784."

(H. I. 4, Z. I. 377). 4 mal 4 paarweise gereimte, vierhebige jambische Verse mit weiblich voller Kadenz:

|: A 4 w a :|
|: A 4 w b :|

Merkwürdigerweise ist es auch hier wieder der Schlußvers der 1. Strophe, der das alternierende Maß durch stärkere Füllung unterbricht:

x | x́ x | x́ x | ⏑ ∪ ∪ ∪ | x́ x

„Wo éwger Lóhn, wo Séeligkeiten krónen".

Sonst hat jeder Vers genau 9 Silben; doch wirken sie nicht eintönig, weil die Satzakzente große Stärkeunterschiede, die dem sehr stark mit Kontrasten geladenen Inhalt zuzurechnen sind, aufweisen und daher das flache Auf und Ab der Versbetonung unscheinbar machen oder auch gewaltsam umkehren wie z. B. in v. 5:

„Wír aber sìnd es, die gefállen"

oder in v. 13:

„Rùfft dein Kind Ábba, rùfft es Váter",

wo beide Male der Auftakt schwindet und dafür eine zweisilbige Senkung den Vers belebt. Dies Gedicht, das nach Form und Inhalt deutlich das Kirchenlied nachahmt, hat also trotzdem nicht unter dessen metrischen Nachteilen (Gleichmäßiges Auf und Ab und häufige Tonbeugungen) zu leiden.

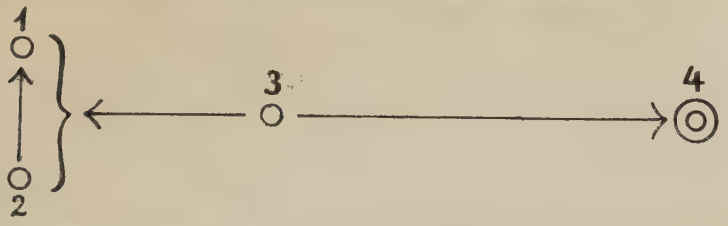
A. Im Stil lehnt sich das Gedicht ganz eng an die geistlichen Lieder an, die von der Sündhaftigkeit des Menschen handeln; ja, die ganze Vorstellungswelt ist aus dem Gesangbuch in dies Gedicht gekommen. Das Sündenbewußtsein und die Gotteskindschaft, die Seligkeiten des Himmels und die tobende und krachende Hölle — all das findet sich hier beisammen, und auch die hebräischen Namen Abba und Jehova bieten sich als willkommene Variationen für die deutschen Wörter Vater und Herr.

B. Aufbau:

Str. 1: Des Herrn Erhabenheit,
Str. 2: demgegenüber: des Menschen Niedrigkeit,
Str. 3: trotzdem: des Herrn Güte gegen den sündigen Menschen.
Str. 4: Haupt- und Abschlußstrophe:
Gott hilft uns und schützt uns.

Durch eine Reihe einander entgegengestellter religiöser Tatsachen gelangt der Dichter schließlich zu dem

Troste, den er seinem Freunde in diesem kurzen Gedicht geben will; es ist auf K o n t r a s t e n aufgebaut:



C. Das Gedicht trägt von H.s eigener Hand das Datum des 1 2. N o v e m b e r 1 7 8 4, gehört also wie das „Dankgedicht an die Lehrer" noch ganz an den Anfang seiner Klosterzeit.

3. „D i e N a c h t".

Im November 1785 (H. I. 5, Z. I. 378). 8 mal 4 reimlose, sechstaktige jambische Verse mit pausiertem Strophenauftakt:

6 k
A 6 s
A 6 w
A 6 s

1. Strophe:
„Seyd gegrüßt, ihr zufluchtsvolle Schatten,
Ihr Fluren, die ihr einsam um mich ruht;
Du stiller Mond, Du hörst nicht, wie Verläumder lauren,
Mein Herz, entzükt von Deinem Perlenglanz".

Ein besonders tief empfundener Satz läßt auch hier wieder einmal das alternierende Schema durchbrechen (v. 10= 2. Vers der 3. Str.):

x|x́x|x́x|⏑|⏓|⏑|∧

„Wie göttlich síe deréinst wìrd séyn",
diesmal so, daß der einsilbigen stumpfen Kadenz zwei weitere einsilbige Takte vorangehen.

Im übrigen ist das Gedicht formal dadurch merkwürdig, daß der Mangel des Auftaktes dem m o r a l i s c h e n P a t h o s, mit dem jede Strophe einsetzt, einen besonderen Nachdruck verleiht; z. B. Str. 7 (v. 25):
„Nícht von Stólz noch Éitelkèit getríeben". —
H. hat sich hier zum ersten Male dazu entschlossen, o h n e d e n R e i m auszukommen; das ist in dieser frühen Periode seines Dichtens bereits ein Zeichen selbstbewußterer Sprachkunst.

A. In der Tat herrscht hier auch nicht mehr der starre Gesangbuchstil des Gedichtes „Meinem Bilfinger".

H. ist bereits irgendwie mit Klopstocks Dichtung in Berührung gekommen — ob direkt oder indirekt, ist schwer zu sagen (Str. 4):

„Weit hinauf, weit über euch ihr Sterne,
Geht sie[1]) entzükt mit heilgem Seraphsflug;
Sieht über euch herab mit göttlich heilgem Blike,
Auf ihre Erd, da wo sie schlummernd ruht . . ."

Auch manche biblische Vorstellung findet sich hier: die „zufluchtsvollen Schatten", die der Dichter am Eingang begrüßt, stammen etwa aus dem Psalter (z. B. Ps. 36,8); die lauernden „Verläumder", die spottenden „tollen Thoren" (die noch öfter in seinen Gedichten wiederkehren werden) sind — mit der typischen Gleichsetzung von Torheit und Untugend — die Menschengattung, gegen die Salomonis Sprüche eifern (Kap. 10—19) und vor der manche der Psalmen um Schutz flehen (z. B. Ps. 14. 59).

„Kleidt er den nakten dann, und sättigt den,
Dem blasse Hungersnoth sein schwach Gerippe zählet" —

das ist auch nur die realistische Ausführung der biblischen Wendung „der dem Hungrigen sein Brot mitteilt und den Nackten kleidet" (Hesekiel 18, 7).

B. Das Gedicht ist eine zwiefache Gegenüberstellung von Tugend und Laster: das erste Mal als seelischer Haltungen, das zweite Mal als Handlungen. Jeder dieser beiden Teile nimmt 4 Strophen ein. I. Der Dichter begrüßt die Nacht in ihren Erscheinungen: den zufluchtsvollen Schatten, den einsamen Fluren, dem stillen Mond (Str. 1). Aus der Eitelkeit der Welt flieht er in die Nacht, weil er nur die Tugend liebt (2). Hier in der nächtlichen Stille nämlich kann er schon jetzt künftige himmlische Freuden vorempfinden — im Gegensatz zu den nichtigen Freuden der Welt (3). Ja, die entzückte Seele schwingt sich hier empor und sieht auf die schlummernde Erde herab (4). „Schlummernd" ist das Stichwort für den Übergang zum zweiten, „praktischen" Teil dieser poetischen Moralpredigt: II. Auch dieser Teil beginnt mit einer Anrede: „Goldner Schlaf". Er erquickt nur den wohltätigen Menschen (5). Dieser wird nun geschildert: wenn jemand in Not sich an ihn wendet, drückt er nicht nur sein Mitgefühl aus, sondern leistet tätige Hilfe und empfindet dabei himmlische Freuden (6 und 7). Zum Schluß die Schilderung des Gegenteils: des lasterhaften Menschen, dem seine

[1]) Die Seele.

wollüstigen Freuden nur furchtbare Gewissensqualen bringen (8). Die gewollte Kontrastwirkung ist hier durch die Anschaulichkeit der Schilderung so stark, daß sie an Geschmacklosigkeit grenzt. —

Die echten Freuden des Tugendhaften, die unechten des Lasterhaften — das ist der Gegensatz, der das Gedicht bis in die Einzelheiten durchzieht und ihm einen natürlichen logischen Aufbau gibt; und zwar steht im 1. Teile Liebe zur Tugend gegen Liebe zur eitlen Welt, im 2. Teile tätige Tugend gegen tätige Untugend. Jedes der beiden Gegensatzpaare findet eine anschauliche Darstellung; dazu dient für das erste die nächtliche Landschaft, für das zweite der Schlaf. Der Nacht gehören beide an; so kommt zu der inneren Gemeinsamkeit des Themas die äußere der Schilderung; und diese äußere gibt dem Gedicht den Titel „Die Nacht".

Es enthüllt uns als erstes — neben dem sittlichen Ernst des Knaben — auch seine Empfänglichkeit für die Größe und Schönheit der Natur, — deren frühere poetische Äußerungen verloren sind. Die beiden Erlebnisse des Kindes: Natur und Religion — gehen hier zum ersten Male in seiner Poesie eine enge Bindung ein. Derartiges fand sich aber auch in der zeitgenössischen Literatur bereits vor. Denken wir nur an des Matthias Claudius Abendlied „Der Mond ist aufgegangen", das im Hamburger Musenalmanach auf 1779, d. h. 6 Jahre vorher, zuerst veröffentlicht war. Die Ähnlichkeit im Gedankengang fällt auf. In beiden Gedichten gibt eine nächtliche Landschaft die Eingangsstimmung; daran schließt sich die gleiche moralische Betrachtung über die Eitelkeit irdischer Wünsche, die Forderung, schon auf Erden ihnen zu entsagen, die Erwartung künftiger Seligkeit. Die ganze zweite Hälfte von H.s Gedicht wirkt, so betrachtet, schließlich als eine umständliche Ausmalung der Schlußworte des Abendliedes „Und laß uns ruhig schlafen und unsern kranken Nachbarn auch." Doch nicht mehr als demütige Bitte, sondern als Triumph moralischer Selbstgerechtigkeit: wer dem Nächsten hilft, der kann selber ruhig schlafen. Die Reihenfolge der Gedanken ist in den beiden Gedichten die gleiche, die Übergänge aber von einem zum andern sind ganz verschieden: bei H. deutlich, logisch, hart; bei Claudius irrational, sanft, volkstümlich. Direkte Abhängigkeit H.s von Matthias Claudius in dem Gedicht „Die Nacht" habe ich mit all dem nicht beweisen, sondern nur an einem Beispiel dartun wollen, daß die Verknüpfung von Naturerlebnis und religiös-moralischer Betrachtung zu der Zeit nicht unbekannt war.

C. Das besprochene Gedicht stammt nach H.s eigener Datierung aus dem November 1785 und damit aus dem Anfang des zweiten Denkendorfer Schuljahres.

4. An meinen Bilfinger II. „An M. B. Im Nov. 1785" (H. I. 6, Z. I. 380).

5 mal 4 kreuzweise gereimte, verschieden lange jambische Verse:

A 6 k a
A 4 m b
A 6 w a
A 4 m b

Str. 1:
„O lächle fröhlich unschuldsvolle Freuden,
Ja, muntrer Knabe, freue dich,
Und unbekümmert, gleich dem Lamm auf Frühlings-Haiden,
Entwickeln deine Keime sich".

Das Versmaß unterscheidet sich also von dem des „Dankgedichtes an die Lehrer" nur durch die Auffüllung der dort stumpfen Strophenkadenz.

A. Auch in anderer Hinsicht ähnelt das Gedicht jenem frühesterhaltenen: in dem rhetorischen Kunstmittel der Alliteration, v. 7 f.:

„Du sahst noch nicht, wie **to**lle **Tho**ren neidisch gafften,
Wann sie die **Tu**gend sehen blühn".
v. 12: . . „**Ta**del, welcher **tödt**lich **trifft**".

Stilistisch ist zu erwähnen, daß die „tollen Thoren" sowie die „leeren Schatten" des vorigen Gedichtes „Die Nacht" auch hier wieder ihre Rolle spielen und daß der Anfang des Gedichtes nun H. bereits deutlich als Nachahmer der empfindsamen Lyrik des Göttinger Kreises zeigt: so beginnt Zachariäs „Arkadisches Tal" (Göttinger Musenalmanach von 1772):

„Ihr stillen, unschuldsvolle Freuden",

H.s Gedicht:
„O lächle fröhlich unschuldsvolle Freuden".

An diesen Vers können wir nun zwei weitere stilistische Beobachtungen anknüpfen: 1. machen wir die merkwürdige Feststellung, daß die 6 ersten vollständig erhaltenen Jugendprodukte H.s (abgesehen von dem im Gesangbuchstil, wie wir sahen, verfaßten Gedicht „Mein Bilfinger I") sämtlich das bei den Klopstockianern so beliebte mit „voll" zusammengesetzte Adjektiv in den Anfang stellen, als ob sie damit die Stimmung des ganzen folgenden Gedichts in ihrer ganzen „Fülle" mit einem Male vorweg-

nehmen wollten. Schon das vorige Gedicht „Die Nacht" begann:

„Seyd gegrüßt, ihr zufluchtsvolle Schatten";

das gegenwärtig zu betrachtende „An meinen Bilfinger" hat, wie gesehen, „unschuldsvolle Freuden"; das Fragment „Der Unzufriedene" beginnt: „Schicksal! unglücksvolle Leiden"..." „Das menschliche Leben" fängt an: „Menschen, Menschen! was ist euer Leben, eure Welt, die tränenvolle Welt";

„Die Meinige":

„Herr der Welten! der du deinen Menschen
Leuchten läßt so liebevoll dein Angesicht";

endlich „Das Erinnern" (in der ursprünglichen Fassung):

„Viel, viel sind meiner Tage
Betrübnissvoll gesunken hinab."

Immer ist genau der Grundton des ganzen Gedichtes auf diese fast stereotype Weise gekennzeichnet. Und besonders das unser vorliegendes Gedicht kennzeichnende „unschuldsvoll" ist ja nicht nur formal, sondern auch in seinem Gehalt ein Wort, das typisch für die damalige empfindsame Generation ist. In dem späteren demselben Freunde gewidmeten Gedicht H.s, der Ode „An meinen Bilfinger" III (Nr. 16), heißt es wieder:

„Wo im Knabengelok heiter und unschuldsvoll
Wen'ge Stunden mir einst lächelnd vorüberflohn",

und etwa drei Monate vor dem jetzigen, am 4. August 1785, schreibt ein anderer Freund, der auch Bilfinger heißt, in H.s Stammbuch (s. H. VI. 524)

„... doch wo der Jugend volles (so!) Pracht
Auf unschuldsvollen Wangen lacht,
Das lob ich mir".

2. Wenn H. hier am Anfang ruft:

„O lächle fröhlich unschuldsvolle Freuden", so wendet er damit zum ersten Male ein Stilmittel an, mit dem Klopstock die dichterische Sprache bereichert hatte: den transitiven Gebrauch eines sonst intransitiven Verbums der seelischen oder sinnlichen Tätigkeit — vom bloßen „Denken" oder „Blicken" bis zu den gesteigerten Graden, wo sich diese Tätigkeit in erregter körperlicher Gebärde kundtut. Es folge eine Übersicht über die Anwendung dieses Stilmittels in H.s Jugendlyrik:

„O dich zu denken ... o Seele" (H. I. 22 f., Z. I. 401); „Engelsauge! ... Bliktest einst so heiße Liebe mir" (H. I. 43, Z. I. 423; „Sieh! er (der Kauz) lauscht, schnaubend Todt" (H. I. 16, Z. I. 390); „Sein rasches Pferd, das Siegesfreude schnaubt" (H. I. 339, Z.

V. 372); „O lächle . . . Freuden" (H. I. 6, Z. I. 380); „Und die Tugend bietet ihre Freuden gerne Mitleid lächelnd an" (H. I. 65, Z. I. 434); „Reue schluchzen seine Blicke" (H. I. 8, Z. I. 381); „Ha, es bebt nimmer die Lippe furchtsames Stammeln!" (H. VI. 203, Z. I. 393); „Und deine Enkel die That ins Ohr dir heulen" (H. I. 338, Z. V. 338); „Aber ha! den Spöttern und Tyrannen weht Entsetzen ihr Verdammerspruch" (H. I. 82, Z. I. 474); „Dess Taten die Meere sah'n, . . . und Stürme beriefen, zu donnern ein Lob den Thaten des Manns" (Z. V. 337); endlich das prächtige „Waffengeräusch rauschen seine Tritte" (H. I. 28, Z. I. 440) in der schönen Ode „Die heilige Bahn". Überall kommt auf solche Weise eine ganz starke Lebendigkeit in die Sprache.

B. Das Gedicht ist auf demselben Gegensatz aufgebaut wie das vorige „Die Nacht": Tugend und Laster; auch hier wieder die Tugend mit der wahren Freude, das Laster mit dem Gegenteil verknüpft, außerdem — deutlicher als dort — mit der Tugend die Weisheit, mit dem Laster die Torheit identifiziert.

Der Aufbau des Gedichtes stellt sich folgendermaßen dar:

1 + 3 + 1 Strophen.

1. Die Unschuld und die daraus erwachsende Fröhlichkeit des Freundes.

2.—4. Demgegenüber die Leidenschaften, der Neid auf die Tugend (2), deren tückisches Lob (3) bei so vielen Menschen und der ihnen daraus erwachsende Kummer (4).

5. Ermunterung des Freundes, darum nur weiter der Tugend und Weisheit zu folgen. Somit hat dies Gedicht trotz der inhaltlichen Ähnlichkeit einen viel freundlicheren Charakter als „Die Nacht": Der Ausklang läßt bei dem Gedanken an die Tugend verweilen, mit dem das Gedicht begann; das Schlechte wird in den drei Mittelstrophen behandelt und bildet so zwar den Hauptteil im Gegensatz zum vorigen Gedicht, aber nicht den häßlichen Abschluß, wie dort. Ein Fortschritt in der dichterischen Baukunst! Die Stimmung ist dadurch im ganzen sanft, und im Preis kindlicher Unschuld ähnelt das Gedicht zwei Wiegenliedern des Göttinger Musenalmanachs von 1770 („Lied bey einer Wiege" von Friedr. Wilh. Gotter und „Wiegenlied" der Anna Luise Karsch), in denen auch an dem „unschuldvollen" Kinde gerühmt wird, daß es noch nicht von der „Leidenschaft wilder Stürme" ergriffen ist, daß noch nicht „tausend Triebe" ihm „durch die Brust stürmen".

C. Dies zweite Gedicht an den Freund Bilfinger ist nach H.s Datierung ein Jahr später als das erste, im November 1785, entstanden — im selben Monat wie „Die Nacht", von der es sich thematisch so wenig, wirkungsmäßig aber so stark und so günstig unterscheidet.

5. „Der Unzufriedne. Horat. Deformis aegrimonia im Nov. 85" (H. I. 337, Z. V. 107). 6 vierhebige trochäische Verse im Schweifreim:

|: 4 w a :|
4 m b
|: 4 w c :|
4 m b

A. Das Motto weist auf das lateinische Gedicht hin, das H. offenbar die äußere Anregung zu diesem Produkt gab, das Fragment geblieben ist: auf die 13. Epode des Horaz, wo es gegen Schluß heißt: „Illic omne malum vino cantuque levato, deformis aegrimoniae dulcibus adloquiis", „Dort verbanne alles Leid mit Wein und Gesang, den süßen Linderungen häßlichen Grames" (dort, d. h. auf Erden). Die Abhängigkeit von einem lateinischen Gedicht wirkt sich nun auf den Stil aus, der äußerst verschränkt und eher lateinisch als deutsch ist, besonders im Satzbau. Der Dichter will folgendes sagen:

B. Du, Schicksal, bist die Ursache dafür, daß uns Menschen die wenigen Freuden dieser Welt auch noch durch furchtbare Leiden vergällt werden (v. 1—4); du willst uns auf diese Weise zum Jammer über die Welt und dadurch zur Sehnsucht nach dem Tode führen (v. 4—6).

Das Eigentümliche nun ist hierbei, daß H. aus dem „häßlichen Gram", der „deformis aegrimonia" infolge der Leiden der irdischen Laufbahn, ganz andere Folgerungen zieht als das lateinische Gedicht. Der Dichter der Epode will durch seine Schlußworte (den Rat des Zentauren Chiron an seinen Schüler Achill) betonen, daß man sich gerade im Leid durch die irdischen Freuden des Trinkens und Singens (vino cantuque) wieder aufrichten soll; H. aber erhält von dem Schicksal gerade den entgegengesetzten Rat: „bange Tränen, die sich nach der Bahre sehnen, zu erzwingen". Das scheint eine bewußte Auflehnung gegen die diesseitsgerichtete Lebensphilosophie des Römers zu sein. Doch andererseits muß uns auffallen, daß so leicht, mitten in seinen so stark und so eindeutig christlichen Gedanken, die antike Schicksalsidee in ihm Fuß fassen kann. Wir ahnen hier zum ersten Mal in H.s geistigem Lebensgang, wie nahe seine Seele der Antike ist.

C. Da das Fragment aus dem November 1785 stammt (s. o.), gehört es trotz dieser inneren Ferne in die zeitliche Nähe der Gedichte „Die Nacht" und „An meinen Bilfinger" (II). Doch zeigt eine Strophe dieses letzten Gedichtes, daß auch dort ja mit demselben Problem — dem Kummer und Leid auf Erden — gerungen, daß es nur eben auf ganz andere Weise, auf christliche Weise, gelöst wird (Str. 4):

„Du glaubst mir nicht, daß diese schöne Erde
so viele unzufriedne trägt,
daß nicht der Welt, der dich der Schöpfer gab, Beschwerde,
Nur eigner Kummer Seufzen regt".

Wir sehen deutlich, daß allein die Lösung mit Hilfe christlicher Vorstellungen bis jetzt noch H. befriedigt, während die antike Betrachtungsweise für ihn noch pessimistisch ist und ihn „unzufrieden" läßt. Die Sehnsucht nach dem Tode aber ergibt sich ihm auch aus seinen christlichen Gedanken, wie wir gleich sehen werden; da ist es jedoch ein ruhiges hoffnungsfreudiges Sehnen, nicht das verbitterte des „Unzufriednen".

6. „Das menschliche Leben" (H. I. 7, Z. I. 381). 8 mal 6 gereimte trochäische Fünfakter:

|: 5 w a
5 m b :|
5 w c
5 k c

A. Für den Stil sind bezeichnend einmal die weiterhin wirksame biblische Ausdrucksweise („tötend Gift", „Lasterbahn", „Lästerungen", „Des Neides Zungen"); dann auch die häufigen Apostrophen zur Belebung der Sprache: so werden nacheinander (unterbrochen durch in der dritten Person abgefaßte Sätze) angeredet: Die Menschen (Str. 1), die Tränen (2), die Torenfreuden (3), dann nach langer Unterbrechung (Str. 4—6) die Sünde (7), endlich die Schwachheit und die „unvollkommne Hülle" (8).

B. Das Gedicht ist wieder auf demselben Gegensatz aufgebaut wie „Die Nacht" und „An meinen Bilfinger" II: „Tugendfreuden" und „Torenfreuden" (beide Ausdrücke finden sich hier); diesmal ist dieser Gegensatz sehr wortreich ausgemalt. Zwei Teile von je 4 Strophen hat das Gedicht: der erste Teil behandelt das menschliche Leben im allgemeinen vom moralischen Standpunkt, der zweite das Leben eines Menschen, der tugendhaft sein wollte und doch in den allgemeinen Taumel mithineingezogen wird.

I. Das Leben der Menschen hat keine echten Freuden (Str. 1). Sie bewegen sich ja in dauerndem Kreislauf: „Taumel, Reue, Tugend, Spott der Welt, Wiederkehr zu ihr" (2); den Guten faßt die Angst, mit in diesen Wirbel hineingerissen zu werden (3), den Bösen selbst am Ende schreckliche Reue (4). II. Schon die 3. Strophe ließ das Thema des 2. Teiles anklingen, doch wird ein neuer Übergang geschaffen: Der Tugendhafte will dem Gesunkenen mitleidig helfen, aber es kommt gerade umgekehrt: Die Leiden der Welt vertreiben die Freuden der Tugend (5), neidischer Spott lähmt des Guten Widerstand (6), und er ist besiegt (7). Schluß: nur noch kurze Zeit, so hofft der Dichter, wird er unter dieser Schwachheit zu leiden haben: der G e i s t wird wirkliches, dauerndes Glück erlangen, der unvollkommene L e i b aber im dunklen, stillen Grabe ruhn (8).

Stellen wir dies Gedicht einmal neben „Die Nacht": Deren Selbstgerechtigkeit ist jetzt ganz dahin, stattdessen herrscht das Sündenbewußtsein, die Demut, die etwa die geistlichen Lieder kennzeichnet, die Schubart gerade in jenem Jahre, 1785, in die Welt herausgesandt hatte, während er auf dem Hohenasperg gefangen saß. Es ist möglich, daß H. durch sie dazu angeregt ist, ein in der Stimmung so ähnliches Gedicht wie „Das menschliche Leben" abzufassen, spielt doch Schubarts Persönlichkeit und Dichtung späterhin für ihn eine solch große Rolle. Doch möchte ich auch aufmerksam machen auf einen Stammbucheintrag einer Nürtinger älteren Freundin für H. vom 9. Okt. 1785, mitgeteilt von Seebass (H. VI. 523): „Es sind drey Stücke, die unsere ganze aufmerksamkeit erfordern: das Auge Gottes, welches alles sieht: Sein Ohr, welches alles hört: S e i n B u c h, i n w e l c h e s a l l e s u n s e r e H a n d l u n g e n e i n g e s c h r i e b e n s i n d, verschließe deine Sinne vor allen Gegenständen, welche in Dir den Zunder der Lüste in Flammen bringen können. Je mehr eine Vorstellung Deinen Sinnen zu schmeicheln scheint, desto gefährlicher ist sie für dein Herz. Dein Auge, wende sich von allen Dingen, die ein t ö d t l i c h e s G i f f t in D e i n e S e e l e f l ö s e n oder Deine jugendliche Brust verwunden können. All dieses Ihrem Freund wünschende T. A. E. Bilfingerin".

Auf zwei Stellen — die beiden gesperrt gedruckten — weise ich hier besonders hin. Die erste (von Gottes Buch) hat sich H. anscheinend lange im Gedächtnis behalten, wir werden später darauf zurückkommen müssen. Die zweite Stelle aber wollen wir nun im besonderen mit dem be-

trachteten Gedicht vergleichen: Da heißt es in der 3. Strophe am Schluß:

„Ja gewiß, schon manche Seele hat, betrogen,
Euer tödtend Gifft gesogen".

Dasselbe ursprünglich biblische Bild (z. B. Jak. 3,8) wie in dem Stammbucheintrag!

Wir können uns vorstellen, daß er mit anregend gewesen ist, wenn wir sehen, wann das Gedicht „Das menschliche Leben" mutmaßlich entstanden ist.

C. Die Hs. ist nicht bekannt. Der erste Druck durch Christoph Schwab (1846, Bd. II, S. 163) trägt das Datum „Im Dezember 1785". Wenn dies richtig ist, dann ist „Das menschliche Leben" tatsächlich nicht lange nach jenem Eintrag der Bilfingerin in H.s Stammbuch gedichtet worden, und es fällt in denselben Monat wie die im Briefe an die Mutter vom Mitte Dezember 1785 (Nr. 2) erwähnte Vesperpredigt zum Johannistag:

6a. „Prooemium habendum d. 27. Dez. 1785 die Johannis, in caput primum Epistolae ad Ebraeos" (H. VI. 609, Z. V. 9). Eine Predigt über Hebr. 1, 1—2: Die Erlösung der sündigen Welt durch Gottes Sohn, dessen Göttlichkeit, Wesensgleichheit mit dem Vater und Liebe zu den Menschen besonders hervorgehoben werden. Für uns ist interessant, daß diese Predigt im Aufbau dem Gedicht „Meinem Bilfinger" (I) vom 12. November des vorigen Jahres, 1784, ganz ähnlich ist. Teil I (der bei weitem längste Teil): Jesu Göttlichkeit.

Teil II: demgegenüber: der Menschen Sündhaftigkeit und Widerspenstigkeit, und trotzdem: die Liebe des Gottessohnes zu ihnen und seine Erlösungstat. (Dieser Teil beginnt mit den Worten: „Und dieser eingebohrne Sohn Gottes . . ." und entspricht den Strophen 2 und 3 in „Meinem Bilfinger" I.)

Teil III: feiernder Abschluß: Dank und Lob dem Heiland der Menschen! (beginnt: „O! theuerste Zuhörer! sollte wohl jemand unter uns so tief im Schlamme der Sünde versunken seyn . . .")

Der einzige Unterschied in dem Aufbau besteht also darin, daß im Gedicht die einzelnen religiösen Tatsachen schärfer logisch geschieden und einander entgegengestellt werden, während die Predigt sie im Mittelteil zusammenfaßt.

7. „Die Meinige" (H. I. 9, Z. I. 383) 22 mal 8 kreuzweise gereimte, meist (bis auf den 3.) sechstaktige trochäische Verse:

6 k a
6 m b
8 k a
6 s b } 1. Halbstrophe

6 k c
6 m d
6 w c
6 m d } 2. Halbstrophe

Der 3. Vers jeder Halbstrophe überragt die übrigen an Länge. Das ist überhaupt eine metrische Eigenart der frühesten Jugendgedichte H.s: auch im „Dankgedicht an die Lehrer", in „Die Nacht" und „An meinen Bilfinger" (II) ist der 3. Vers der vierzeiligen Strophe der längste; diese Eigentümlichkeit verbindet alle im übrigen verschiedenen Vierzeilerarten der frühesten Zeit H.s (mit Ausnahme von „Meinem Bilfinger" I).

A. „Die Meinige" haben durch die Länge der einzelnen Strophen und Verse zum ersten Mal die Möglichkeit, lange Perioden in sich aufzunehmen, die ruhig und langsam sich dahinbewegen; so bildet die 4. Strophe nur zwei koordinierte Nebensätze mit „als", von denen jeder eine Halbstrophe einnimmt, der zweite unter Zuhilfenahme eines Ausrufungssatzes in Parenthese; der subordinierende Hauptsatz folgt dann in der nächsten Strophe. Oder: die Strophen 12 b und 13 nehmen nur einen einzigen kurzen Hauptsatz mit 5 untergeordneten Nebensätzen ein, die mit „wie" beginnen. Auch mehrere Hauptsätze werden oft durch gleichen Anfang miteinander zu einer großen rhetorischen Einheit verknüpft: z. B. durch die Imperative „hilf" (v. 41 u. 43, v. 57 und 59) und „laß" (v. 87—89) oder durch das Relativpronomen „die" (v. 155—157, 160). Wiederholungen jeder Art sind in diesem langen Gedicht ein Hauptmittel, größere Einheiten als einzelne Sätze oder Satzteile zu sehen und dadurch der Ermüdung des Lesers oder Zuhörers vorzubeugen, die sich in diesem recht gleichförmigen Gebet, das einen Angehörigen nach dem andern vornimmt, sonst einstellen müßte. Deutlicher als bisher zeigen sich in den „Meinigen" zwei verschiedene Einwirkungen stilistischer Art: die der Bibelsprache und die Klopstocks. Der Bibelsprache: v. 1 f.: „der du deinen Menschen leuchten läßt so liebevoll dein Angesicht" (vgl. 4. Mose 6,25); v. 36 ff.: „Lasten legt er auf, aber o! er hilft ja auch, der gute — hilft ja auch der gute, liebevolle Gott" (vgl. Ps. 68,20); v. 89: „Laß sie früh das beste Theil erwählen" (H.s Schwester) (vgl. Luk. 10, 42); v. 150: „Tausend fallen, wo noch zehen aufrecht stehn" (vgl. Ps.

91,7); v. 168: „Wann die Meinen schau'n Dein heilig' Angesicht" (Ps. 11,7); v. 170: „Wo mit Freuden erndten, die mit Tränen säen" (Ps. 126,5). Zu diesen Wendungen kommt die Fülle der einzelnen Wörter, die der Bibel- oder auch der Kirchenliedsprache entstammen: Wurm, Staub, Jammerstätte, Getümmel, Stachel (vom Laster gemeint) und viele andere; im Anschluß an biblische Nomina agentis wie Spötter und Hasser, die er hier verwendet, wohl auch unter dem Einfluß Klopstocks, der diese Wortbildungen gleichfalls liebt, bildet H.: Beter, Geber, Witwenquäler, Kämpfer, Dulder, Verführer und Verderber.

Wichtiger noch als die Einwirkung der Bibelsprache ist uns im Hinblick auf H.s weitere Entwicklung der Einfluß Klopstocks und seiner Jünger. An Klopstocks Sprache, vor allem die des „Messias", gemahnen:

v. 35: „Plötzlich bebt' ein heilger Schauer durch des Knaben Glieder"; v. 79: „Stürm aus meiner Harfe jubelnd Leben"; v. 94 „Deiner Wetter Schauernacht"; v. 126/7: „Ein heiliges Gefühl bebte mir durchs Herz"; die Gestalt des Eloah im Sinne des „Messias": v. 171: „Wo wir mit Eloah unser Jubellied verbinden". Dem Stil der Empfindsamkeitsdichtung im allgemeinen nähert sich H. auch mit der Vorliebe für den Komparativ (v. 93 ff.: „Zeig ihr deiner Weisheit reinre Wonne" usw.) und den Dativ nach Verben, die ihn an sich nicht regieren (v. 3: „Lächle, Herr der Welten! auch des Betters Erdenwünschen"). Die ganze religiöse Schwärmerei Klopstocks und seiner Nachfolger hat in diesem Gedicht auch den jungen H. ergriffen. Auch seine Lieblingswörter werden jetzt „heilig", „ewig", „selig", „Himmel" in allen möglichen Zusammensetzungen (Himmelsblume, Himmelsaugenblicke, himmelauf, -an und -wärts); auch hier in dem Jugendgedichte H.s werden so viele Tränen vergossen wie je in einem Produkte dieses tränenreichen Jahrhunderts; und mehr Tränen der Freude noch als des Jammers. Doch damit irrt H. ja von der erhobenen religiösen Empfindsamkeit Klopstocks und seiner Jünger ab und gerät in die schwunglose Rührseligheit hinein, die neben jener damals herging und davon zu trennen ist. Der Gesamteindruck des Gedichts ist der einer ermüdenden Weitschweifigkeit in der Äußerung der frommen Wünsche und Gefühle. An einer Stelle aber wenigstens gelingt es dem Dichter, seine Empfindsamkeit mit einer glücklich erfaßten Naturstimmung in Einklang zu bringen, und er erzielt so zum allerersten Male eine echte poetische Wirkung (v. 121 ff.):

„Guter Carl! — in jenen schönen Tagen
Sass ich einst mit dir am Nekkarstrand,

Fröhlich sahen wir die Welle an das Ufer schlagen,
Leiteten uns Bächlein durch den Sand.
Endlich sah ich auf. Im Abendschimmer
Stand der Strom. Ein heiliges Gefühl
Bebte mir durchs Herz; und plözlich
scherzt' ich nimmer
Plözlich stand ich ernster auf vom Knabenspiel.
Bebend lispelt' ich: wir wollen betten!
Schüchtern knieten wir in dem Gebüsche hin.
Einfalt, Unschuld wars, was unsre Knabenherzen
redten —
Lieber Gott! Die Stunde war so schön."

B. Aufbau und Inhalt:

I. Str. 1 u. 2. Vorhaben: Bitte für die Seinigen (1) mit offnem und gläubigem Herzen (2).

II. 3—21 a. Gebet für die einzelnen Angehörigen, öfter unterbrochen durch Erinnerungsbilder:

3—10: die Mutter. Sie ist die beste aller Mütter, dafür dankt der Dichter Gott (3). Am Todesbette des Vaters suchte der Sohn sie einst durch Hinweise auf Gottes Hilfe aufzurichten (5). Gott half, und der Dichter bittet ihn, der Mutter weiterhin in den Sorgen für die Kinder (6) und in der Not ihres Witwentums (7) zu helfen, sie einst im Himmel (8), aber auch schon auf Erden für ihre mütterliche Liebe zu belohnen (9 a), damit sie, umgeben von Kindern und Enkeln, einst mit erhobenem Gefühl auf ihr Leben zurücksehen (9 b) und Gott danken kann (10 a); dann wird der Dichter Gott begeistert preisen (10 b).

11—14: die Schwester. Des Dichters Liebe zu ihr (11 a). Er bittet Gott, sie himmelan zu lenken (11 b) durch Christusliebe, Gottesfurcht und Weisheit (12), die ihr Frieden und Festigkeit geben kann (13) gegenüber den Lockungen dieser Welt (14).

15—19: der Bruder. In Gemeinschaft mit ihm verbrachte der Dichter seine schönste Zeit (15). Mit ihm erlebte er einst bei fröhlichem Spiel am Neckarstrande, im Abendsonnenglanz plötzlich von einem „heiligen Gefühl" ergriffen, eine schöne Stunde gemeinsamen Betens zu Gott (16 und 17). Nun bittet der Dichter Gott, daß er seinen Bruder mahne, in allen Stürmen und Lockungen des Lebens zu beten und zu ihm zu flehen wie damals (18 und 19).

20 und 21 a: die Großmutter. Der Dichter bittet Gott, er möge die fromme und liebevolle Großmutter nach vielem Leid (20) noch lange den friedlichen Rückblick auf ihr Leben genießen, ihn und die übrigen Angehörigen aber

wie jene nach der Heiligung streben lassen (21 a). Das ist der Übergang zum Schluß:

III. 21 b und 22. Zusammenfassende Schlußbitte: Ohne Heiligung wird ja niemand Gottes Angesicht schauen können. Bitte um Heiligung (21 b) und um baldiges Wiedersehen mit den Seinigen im Himmel (22).

Wir sehen jetzt, daß die Halbstrophen in diesem Gedicht nicht nur formal, sondern auch inhaltlich selbständige Einheiten bilden.

Schon in dem vorigen Gedicht „Das menschliche Leben" glaubten wir Schubarts Einfluß zu erkennen; hier aber wird er uns ganz deutlich. Ich denke an Schubarts „Anderes Morgenlied", wo ebenfalls der Dichter in der Form eines Gebetes für seine Angehörigen jeden von ihnen der Reihe nach am Leser vorüberziehen läßt. Mit den gleichen Worten wie Schubart leitet H. dies Gebet ein:

Schubart v. 1:

„Ach! nun bitt' ich für die Meinen . . ."

H. v. 5:

„Ich will betten für die lieben Meinen".

Ganz ähnlich ist die Art, wie bisweilen eine neue Person eingeführt wird:

Schubart:

„Meine Kinder — ewig preisen,
Ewig preisen will ich Dich,
Denn Du sorgtest für die Waisen,
Vater! mehr als väterlich".

H. v. 17 ff.:

„Meine Mutter! — o mit Freudentränen
Dank ich großer Geber, lieber Vater! Dir,
Mir o mir dem glücklichsten von tausend
andern Söhnen
Ach die beste Mutter gabst du mir".

Wie sehr darüber hinaus der ganze Tonfall von H.s Gedicht etwas Schubartisches hat, wird aus obigen Beispielen gleichfalls fühlbar geworden sein.

C. Seebass gibt nach dem Marbacher kleineren Quartheft, das dies Gedicht enthält, die Jahreszahl 1786 als Entstehungszeit an (H. I. 345). Genaueres läßt sich nicht ermitteln. Jedenfalls gehört das Gedicht seinem Inhalt wie seiner Form nach noch in die Denkendorfer Gedichtserie, also wohl in die Zeit vor Oktober 1786.

8. „Das Erinnern" (H. I. 16, Z. I. 391) 2 mal 7 gereimte jambische Viertakter, doch z. T. mit Aufhebung des

streng alternierenden Rhythmus (in v. 2 und in dem 4. Vers jeder Strophe); wir stellen daneben zum Vergleich das metrische Schema eines geistlichen Liedes (in dieser Gattung war der Siebenzeiler verbreitet), und zwar des Liedes „O Vater der Barmherzigkeit" von David Denicke (1603—1680), das, wie wir nachher sehen werden, H.s Gedicht inhaltlich beeinflußt hat.

Denicke	Hölderlin
A 4 m a	A 4 k a
A 4 k b	A 4 m b
A 4 m a (=v. 1)	A 4 k a (=v. 1)
A 4 k b	A 4 s b
|: A 4 m c :|	|: A 4 m c :|
A 4 k d	A 4 k d

Wir sehen, daß H. das Schema des Kirchenliedes nur ganz wenig variiert hat, nämlich nur hinsichtlich der Kadenzen der 4 ersten Verse; alles übrige ist gleich.

A. Dem Stil ist kaum etwas von anderen literarischen Einflüssen, nur die Anlehnung an die Ausdrucksweise der Gesangbuchlieder anzumerken.

B. Die beiden Strophen arbeiten in bis ins einzelne genauem Parallelismus der einzelnen Verse einen scharfen Gegensatz heraus (H.s architektonischer Lieblingsstil in dieser Zeit, wie wir sehen!): Der Dichter erinnert sich in Str. 1 der sündhaft, in Str. 2 der tugendhaft verbrachten Tage. Die beiden ersten Verse jeder Strophe, die den Parallelismus am auffallendsten zeigen, seien zitiert:

I. „Viel, viel sind meiner Tage
Durch Sünd entweiht gesunken hinab . . ."

II. „Ach wenig sind der Tage
Mit Frömmigkeit gekrönt entflohn" . . .

Gliederung.

		Str. 1	Str. 2
V. 1	Gegenstand:	viele Tage	wenige Tage
2	Aussage:	vergingen sündhaft.	vergingen tugendhaft,
3	Anrede:	Gott!	Schutzengel!
4	Bitte:	Im Grabe	Vor des Ewigen Thron
5		lass sie vergessen sein!	Lass sie schimmern!
9		Gott, der du vergibst,	Gott, der emporhebt,
7		erlöse mich durch Christi Blut!	möge mich zu den Frommen zählen.

Statt des Gegensatzpaares „durch Sünd entweiht" und „mit Frömmigkeit gekrönt" (im 2. Verse jeder Strophe) hat H. bezeichnenderweise ursprünglich geschrieben: „betrübnissvoll" und „mit Heiterkeit gekrönt" (s. H. I. 346). Daraus wird uns ein Doppeltes klar: einmal daß es H. in jedem Falle auf genau gegensätzlichen Parallelismus der einzelnen Verse ankam; zweitens daß Sünde und Leid einerseits, Tugend und Freude andererseits für ihn so eng zusammengehören, daß das eine für das andere eintreten kann, ja daß die Schilderung der Stimmung ihm eher in die Feder kam als die sittliche Haltung, die der Stimmung zugrunde liegt. Um der Deutlichkeit willen (da es ja hier auf das ursprüngliche Moralische ankommt) änderte er in beiden Fällen den Ausdruck und dehnte zugleich den Parallelismus auch auf die grammatische Form aus. So hat er das kurze Gedicht zu einem Musterstück logisch-parallelen Aufbaues gestaltet. — Es ähnelt in der 1. Strophe, die von dem Sündengefühl und der Bitte um Erlösung mit dem Hinweis auf Christi Kreuzestod handelt, natürlich manchem Kirchenlied; auch wenn ein solches Kirchenlied außer der inhaltlichen Übereinstimmung noch das ganz ähnliche beliebte siebenzeilige Strophenschema zeigt, besagt das noch nicht viel; wo aber zu diesen beiden nun noch eine auffallende stilistische Übereinstimmung kommt, scheint mir der direkte Zusammenhang gegeben. Das ist der Fall bei dem schon erwähnten Liede des David D e n i c k e „O Vater der Barmherzigkeit"; mit diesen Anfangsworten vergleichen wir bei H. Vers 6: „Laß Vater der Barmherzigkeit (das Blut des Sohns es decken)", und uns ist so gut wie gewiß, daß es Denickes Lied ist, an dem sich H. über die Gestaltung eines derartigen geistlichen Liedes orientierte, um dann jedoch zu seinem eigenen, originellen kontrastierenden Parallelismus fortzuschreiten.

C. Das Gedicht gehört nach Gehalt und Stimmung sowie nach der angewandten metrischen Form bestimmt zur Denkendorfer Serie. Das Datum ist nicht überliefert. Ich möchte aber das Gedicht in das Jahr **1786**, und zwar wieder v o r O k t o b e r stellen, da es auf einem Blatte mit einem anderen steht („Der nächtliche Wanderer"), von dem ich als wahrscheinlich erweisen will, daß es 1786 entstand.

9. „A d r a m e l e c h s G r i m m . . ." (Fragment, H. I. 337, Z. V. 108). In Hexametern (18 Verse). Da es sich um einen bloßen Entwurf handelt, befinden sich noch Un-

ebenheiten im Versmaß, die Zinkernagel in seiner Ausgabe beseitigt hat.

A. H. wollte seinem Vorbild Klopstock hier im Stil nahekommen, doch bleibt er zu sehr in bombastischer Redeweise stecken. Z. B. wird das Wort „Schrecken" innerhalb von 7 Zeilen (von 11—17) (nach dem Druck bei Seebass) viermal gebraucht, wobei der Dichter versucht, durch Suffixe das Wort, so gut es geht, zu variieren: v. 11: „mit schreklicher Wuth", v. 13: „alle Schreken des Tods", v. 14: „schrekenvolle Pracht", v. 17: „schrekbare Wuth".

B. Das Fragment war wohl als Teil eines geplanten biblischen Gedichtes gedacht, wie Seebass vermutet; es stellt im Anschluß an die Adramelechpartien des 2. Gesanges des „Messias" (v. 300—351, 833—886) Adramelechs Empörungsplan und seine Rückkehr in die Hölle dar. Das Bruchstück, wie es ist, hat eine natürliche Dreiteilung:

v. 1 Adramelechs Grimm.
v. 2—10 direkte Rede Adramelechs: seine ehrgeizigen Pläne,
v. 11—18 wütende Rückkehr zur Hölle.

Ein andrer, von Seebass (H. I. 338) mitgeteilter Entwurf für den Anfang dieses Bruchstücks (4½ Verse):

v. 1 Adramelechs Grimm, Wut und Stolz,
v. 2—4 direkte Rede Adramelechs: sein Haß gegen alles, Himmel, Hölle und Erde. „Lärmen will ich, ja lärmen, lärmen".

C. Das Bruchstück befindet sich gleich dem Gedicht „Das Erinnern" auf demselben Oktavblatt (Stuttgart I Nr. 43), das den „Nächtlichen Wanderer" enthält; es ist daher wahrscheinlich ebenfalls in das Jahr **1786** zu setzen.

10. „Der nächtliche Wanderer". (H. I. 15, Z. I. 390). 2 mal 3 frei und reichlich, aber nach vorbestimmtem Strophenschema gefüllte reimlose Viertakter; starke Cäsur in der Mitte des 1. Verses, daher das Schriftbild eines Vierzeilers.

Strophenschema mit Versfüllung:

1 ∪ ∪ | x́ ∪ ∪ | x́
  ∪ ∪ | x́ ∪ ∪ | x́
2 x | ∪ ∪ ∪ ∪ | ∪ ∪ ∪ ∪ | x́ x | ∪ ∪ bzw. | x́
3 x | x́ x | x́ x | x́ x

Es ist äußerst interessant, daß wir jetzt auf einmal ein solches Metrum bei H. vorfinden. Hat es doch alle Merkmale der Odenform: Reimlosigkeit, veränderliche aber vorherbestimmte Taktfüllung und sogar die (durch die Cäsur im 1. Vers erreichte) Viergliederung der Strophe in

verschieden lange Verse. Doch scheint, wie wir sahen, ein gleichmäßiges Viertakterschema in einer dreigegliederten Strophe durch die äußere Odenform hindurch, und auch inhaltlich wird uns das Gedicht alles andere als odenartig vorkommen, so daß wir hier also eine Übergangsform von H.s bisherigen Formen zur Ode vor uns haben, die bald darauf ihre erste Blütezeit in H.s dichterischer Entwicklung erleben wird. Wir müssen allerdings schon hier den kühnen Ruck bewundern, mit dem sich H. vom alternierenden Versmaß befreit und zugleich bereits ein eigenes, sehr wirkungsvolles Metrum erfindet. Wir werden sogleich sehen, wie gut die erregten Anapäste, ohne Pause zwischen den Versen aneinandergereiht, der Stimmung des Gedichtes dienen, um dann am Schluß der Strophe einen ruhigen Jambengang zu erreichen.

A. Schon wieder stellt uns der Stil des Gedichtes vor eine ganz neue Lage. Nach dem rührseligen und redseligen Erguß „Die Meinige" hatte uns das äußerst konzentrierte Gebet „Das Erinnern" überrascht, das jedem Wort seine logische Stelle in den beiden genau gegliederten Strophen zuwies. Jetzt läßt uns, nach der hemmungslos lärmenden, sinnlos verpufften Aufregung im Adramelechfragment, die kunstvoll gezügelte, künstlerisch wirksam gemachte Erregung im „Nächtlichen Wanderer" erstaunen.

Von wem der junge Dichter gelernt hat, ist dem Stil nicht schwer anzumerken. Es ist der Sturm- und Drangstil des jungen Schiller. Man höre die kurzen Ausrufe, mit denen das Gedicht anfängt (mit deutlicher Interpungierung):

„Ha! der Kauz! wie er heult!
Wie sein Furchtgeschrei krächzt:
‚Erwürgen!' Ha!"

Man lasse ferner die erregten Wiederholungen in v. 7 auf sich wirken:

„Des Mordes Hauf, er hörts er hörts, im Traume
hört' ers".

Endlich sehe man sich das Wortmaterial an, das hier verwendet wird: heulen, krächzen, hungern, erwürgen, schnauben, schnarchen; Furchtgeschrei, Aas, Würger, Tod und Mord. Nur der Schluß jeder Strophe ist ruhiger gehalten, ganz entsprechend dem Metrum:

v. 4: „Du naher Würger, komme, komme".
v. 8: „Ich irre Würger, schlafe, schlafe".

Hier haben wir auch wieder die eindringlich-kurze paral-

lele Kontrastierung, die aus dem ebenfalls zweistrophigen „Erinnern" uns schon bekannt wurde.

B. Auch inhaltlich hebt sich das vorliegende Gedicht stark von allen bisherigen ab. Gab es bisher — außer in dem vom „Messias" angeregten religiös-epischen Adramelechfragment — nur moralische Betrachtungen, so haben wir hier auf einmal eine Erlebnisschilderung, und zwar im Sturm- und Drangstil, wie wir sahen: erregt, mit angehaltenem Atem, ohne Beschreibung aber voller Handlung, undeutlich andeutend.

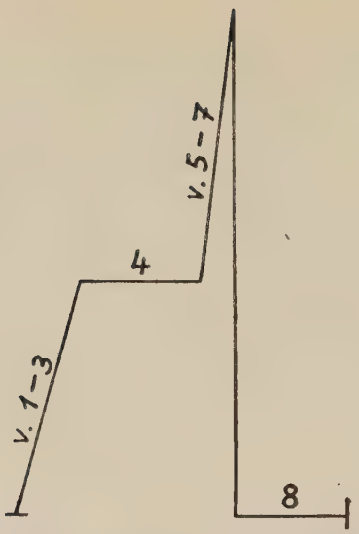
Str. 1: Ein Wanderer hört nachts das furchterregende Gekrächze eines Kauzes. Dies scheint ihm zu bedeuten, der Kauz rufe nach einem in der Nähe befindlichen Mörder, er solle den Wanderer erwürgen und ihm auf diese Weise zur Stillung seines Hungers verhelfen. Der Wanderer ergibt sich bereits in sein Schicksal und ruft den Mörder selber in Gedanken herbei.

Str. 2: Der Kauz scheint erwartungsvoll auf das Erscheinen des Mörders zu lauschen. Wirklich erblickt der Wanderer ringsumher liegend einen ganzen Haufen schlafender Mordgesellen, sie scheinen die Aufforderung des Kauzes, sein gieriges Schnauben bereits im Traum zu vernehmen, gleich wird sich der „Würger" aus ihrer Mitte erheben und auf den Wanderer losstürzen — aber es geschieht nichts, alles schläft ruhig weiter, und der Wanderer irrt weiter durch die Nacht.

Also ein etwas unheimliches Erlebnis, das den Spannungshöhepunkt kurz vor dem Schluß hat, worauf sich der Spuk mit einem Male löst. Ganz dem Metrum entsprechend bilden die Schlußverse beider Strophen Ruhepunkte inmitten der Erregung, in v. 4 ist es die gefaßte Ruhe gegenüber der drohenden, in v. 8 die gelöste Ruhe gegenüber der überwundenen Gefahr. Es ergibt sich folgende Aufbaukurve: (auf S. 48).

Nicht nur die Sprache also, sondern auch die Stimmung dieses Gedichtes ist ganz und gar von „Sturm und Drang" erfüllt. Und nun kommt das Interessante: wir können sogar dasjenige Werk nachweisen, das H. hier unmittelbar angeregt hat: Schillers „Räuber". Die Turmszene (IV. 5) hat H. zu seinem Gedicht inspiriert. Die gleiche grausige Stimmung finden wir dort und die gleiche Szenerie: Nacht, die Räuber schlafen, und „grausig heulet der Kauz", auch Hungern, Krächzen und Schnarchen spielt in dieser Szene eine Rolle wie in H.s Gedicht.

C. Die Entstehungszeit des „Nächtlichen Wanderers" ist nicht überliefert. Ich möchte sie aus einem Briefe H.s an Nast aus der zweiten Hälfte Dezember 1786 (hier Nr. 3,



H. I. 168, Z. IV. 12) erschließen, wo H. erwähnt, daß er sich von einem Stuttgarter Freunde die Musik zu dem Wechselgesang „Brutus und Cäsar" in den „Räubern" erbeten habe: „Zu Schillers Ehre will ichs auch auf dem Clavier lernen". Dieser Wechselgesang aber steht in derselben Szene, die H. zum „Nächtlichen Wanderer" angeregt hat. So werden wir nicht fehlgehen, wenn wir schließen, daß Gedicht und Brief, die uns verschiedene Anregungen aus derselben Räuberszene bezeugen, zeitlich nicht weit voneinander liegen, zumal der Brief auch sonst eine so frische Begeisterung für die Räuber verrät, die H. jedoch schon seit einiger Zeit kennt und nun immer wieder liest. Darum setze ich den „Nächtlichen Wanderer" in das Jahr 1786. Er ist vielleicht schon in Denkendorf entstanden und wäre dann das letzte dort Gedichtete, während der herangezogene Brief der erste uns erhaltene aus Maulbronn ist.

11. An Franziska von Hohenheim. „Gedicht, womit bei der Höchstbeglükten Ankunft Ihro herzoglichen Durchlaucht der Frau Herzogin von Würtemberg Franziska in dem Kloster Maulbronn bezeugen und sich Höchstdero Durchlaucht zu höchster Huld und Gnaden unterthänigst empfehlen wollte Joh. Christian Friedrich Hölderlin." (H. VI. 203, Z. I. 393.)

Es sind 8 alkäische Strophen, die jedoch am Schluß des 3. und im 4. Vers von dem üblichen Schema, das auch H. später immer zugrunde legt, abweichen:

Der 3. Vers, der sonst klingend schließt, ist hier zum männlichen Fünftakter aufgefüllt und übertrifft nun durch den fehlenden Anapäst) die Strenge der beiden ersten Verse, statt sie — wie sonst — zu lockern und damit zu dem verfließenden letzten Vers hinzuleiten; aber auch dieser verfließt hier nicht, sondern steigert seinerseits die Strenge des 3. Verses dadurch, daß 2. und 3. Versfuß vertauscht sind und Daktylen und Trochäen einander abwechseln, statt paarweise aufeinander zu folgen. So erreicht es der Dichter, daß keine Strophe in diesem Huldigungsgedicht sanft verklingt, sondern jede einzelne bis zum Schlußvers immer stärker wird und dort jedesmal in einer pathetischen Äußerung der Ehrerbietung gipfeln kann. Man denke sich etwa, der 4. Vers der 1. Strophe laute nach dem üblichen Schema:

„Wie ihm im Busen die Ehrfurcht glühet",

und man wird gewahr, wie sicher die Formkunst H.s bereits ist in dieser frühesten der uns erhaltenen Oden, indem er die von Klopstock übernommene alkäische Strophenform hier so wirksam abwandelt:

„Wie ihm im Busen glühet die Ehrfurcht!"

A. In stilistischer Hinsicht ist Klopstock hier zum ersten Male mit Kraft und Erfolg von H. nachgeeifert; nicht nur in der Kühnheit des Komparativs („der deutscheren Gemüthseröffnung"), in der Vorliebe für Tätigkeitswörter der Bewegung und Empfindung wie „strömen", „umfließen", „beben" und „stammeln", in der Pflege der Dativobjekte („Und er entsinke ruhig dem Stabe" u. a.), sondern vor allem auch im Satzbau: die reichen Möglichkeiten, die Klopstock hier der deutschen Sprache im Anschluß an das lateinische Vorbild des Horaz gegeben hatte, macht sich auch H. zunutze: „Wie ihm im Busen glühet die Ehrfurcht, dirs hinzusagen" und am Schluß: „Ists auch dem Jüngling dann gegönnt, für Carln leb' er hinieden, leise zu denken?" (In beiden Fällen betrachte man auch die typisch empfindsame Behandlung der Ausdrücke „sagen" und „denken"!)

B. Der Aufbau der Ode ist sehr geschickt: er vermeidet gleichmäßigen Preis der angesungenen Fürstin von Anfang bis Ende, indem er ihn meist in den Ausdruck seiner ehrfürchtigen Scheu, ihr mit Preis zu nahen, einkleidet.

I. v. 1—12: Die bisherige Scheu des Dichters: schon lange hatte er den Wunsch, die Fürstin zu preisen (1—5), doch hielt ihn die „Sittsamkeit" zurück (5—8); erst jetzt bei ihrer Ankunft überwindet er die Scheu (9—12).

II. v. 13—22: Der Preis selbst: indirekt durch Zeichnung des schlimmen Gegenbildes (13—17), direkt durch Schilderung der Wohltaten der Fürstin (17—22).

III. v. 23—32: Zurückweichen in die frühere Scheu: der Dichter verstummt (23—24) und überläßt es andern, weiter zu preisen: dem angesehenen Greise (25—28), dem tätigen Manne (29—30), bis — nach diesen — auch ihm, dem Jüngling, ein leiser Gedanke daran, daß er nur für Franziskas Gemahl (den Herzog Carl Eugen) auf der Welt sei, erlaubt sein möge (31—32).

Die letzten Worte des Gedichtes sind gewiß nur eine Verbeugung; aber, auch so aufgefaßt, wären sie schon zwei Jahre später, als auch H. von Freiheitsdrang und Tyrannenhaß ergriffen wird, nicht mehr möglich .Nur rein moralisch aufzufassen, noch nicht politisch, ist das „Wehe" das H. hier in der Ode über das böse Gegenbild der gepriesenen Fürstin ruft; es entspringt, formal gesehen, H.s Bedürfnis nach Kontrastierung, hat aber auch sein Vorbild in Klopstocks Ode „Für den König" (v. 19 ff.), wo auch der Preis einer fürstlichen Person dadurch wirkungsvoller gemacht wird, daß dem entgegengesetzten Fürstentyp ein „Wehe" zugerufen wird.

Ist H. also in dem indirekten (auf Kontrastierung gegründeten) Preis von Klopstock beeinflußt, so erinnert der Kern der Ode, der kurze direkte Preis, z. T. an Schiller: das Bild der liebenden Erhalterin, das H. entwirft, trägt unverkennbar die Züge der Lady Milford; besonders ein wörtlicher Anklang ist auffallend: die Wendung: „dann du, Franziska, gossest Balsam ihm in die Wund!" erinnert unmittelbar an die Worte, die Lady Milford zu Ferdinand über sich sagt (Kabale und Liebe II. 3).

C. Das Gedicht selbst gibt uns einen Anhalt für die Datierung: den Besuch der Herzogin Franziska im Kloster Maulbronn. Das „Tagbuch der Gräfin Franziska von Hohenheim, späteren Herzogin von Württemberg" (herausgeg. von A. Osterberg, Stuttg. 1913) erwähnt ein einziges Mal den Ort Maulbronn, und zwar handelt es sich um einen Besuch Franziskas zu einer Zeit, da H. dort war. Es heißt (a. a. O. S. 392) unter dem 8. Nov. 1786 (nachdem unmittelbar vorher unter dem 4. Nov. „Die morgigde Kleine reisse" des Herzogs und der Herzogin nach Heidelberg erwähnt worden war): „Glücklich u. wohl haben wir diesse Kleine Tour Gott lob vollend, von Maulbronn

aus, wo wir um 11. abgengen, waren wir gegen 3. uhr hier, der herzog sahen noch nach dem bauen." Der Bericht ist so kurz gehalten, daß es nicht auffallend zu erscheinen braucht, daß Franziska nicht den Besuch der Klosterschule besonders hervorhebt. Wir dürfen also wohl annehmen, daß es sich hier um den Besuch handelt, den H. in seiner Ode feiert; sie muß dann einige Tage vor der Ankunft des hohen Paares (d. h. vor dem 7. oder 8. November 1786), mithin etwa Anfang November 1786, gedichtet worden sein. Der Tatsache, daß auch der Herzog selbst in Maulbronn weilte, schenkte der Dichter ja in der Schlußstrophe der Ode die gebührende Beachtung.

12. „An Stella" (H. VI. 205, Z. I. 395). 6 alkäische Strophen, hier zum ersten Mal in der üblichen Gestalt:

x | ´x x | ´x x | ´x ⏑ ⏑ | ´x x | ´x ∧
x | ´x x | ´x x | ´x ⏑ ⏑ | ´x x | ´x ∧
x | ´x x | ´x x | ´x x | ´x x
| ´x ⏑ ⏑ | ´x ⏑ ⏑ | ´x x | ´x x

A. Mit dieser Ode hat sich H. eindeutig in die deutsche Empfindsamkeitslyrik hineingestellt. Er ist nunmehr ein treuer Jünger Klopstocks wie nur irgend ein anderer der jugendlichen Dichter jener Tage und redet von moralischen Dingen nicht mehr im Gesangbuchstil, sondern in Klopstocks erhabener Sprache: „Es streut der Schöpfer seeliges Lächeln oft in meine Tage"; „giebt mir der heiligen Empfindungen ... so viele"; „Tugend, hehre Gefährtin!" Auch die Landschaft, wo der Dichter seinen Gedanken nachhängt, ist die typische: „Wann ich im Thale still und verlassen und von dir vergessen wandle" — noch oft genug werden wir den Dichter in dieser Landschaft finden, mag sie nun lebhafter ausgemalt oder, wie hier, nur angedeutet sein.

B. Des Dichters Schicksal ist das Problem dieser Ode

2 + 2 + 2 Strophen.

I. Str. 1 und 2: Die Seelenverfassung des Dichters im Vergleich mit der seiner Mitmenschen: seiner Geliebten, der diese Ode gewidmet ist (Str. 1), und seiner Freunde (Str. 2): beide sind glücklicher als er.

II. Str. 3 und 4: Die Seelenverfassung des Dichters, für sich allein betrachtet: seine Freuden (teils „heilige Empfindungen", teils gute Taten) (Str. 3); seine Leiden (die „unerfüllten Wünsche", die hier nur angedeutet werden, von denen er aber in späteren Gedichten klarer spricht: sein rastloses Streben nach Vollkommenheit) (Str. 4).

III. Str. 5 und 6: Wie der Dichter sich mit seinem Schicksal abfindet: einen Augenblick lang (v. 17) verzagt er: „Ach laß mich weinen", dann aber folgt gleich die Umkehr zu heiterer Freude auf die Wunschlosigkeit im Jenseits (Str. 5), wo er auch Stella endlich wiedersehen wird, wenn er sie „als Pilger" nimmer sah (Str. 6).

So endet das Gedicht, dessen Thema die Liebe gar nicht ist, wieder bei der Geliebten, mit deren Anrede es begann. Und gerade an diesen beiden Punkten, Anfang und Ende des Gedichtes, die dem Zentralproblem H.s fern sind, lehnt er sich natürlicherweise auch inhaltlich an Klopstock an, nämlich an dessen — gleichfalls in alkäischen Strophen verfaßte — Ode „An Fanny", der die seinige im Versmaß und Titel also ganz entspricht, die aber — im Gegensatz zu H.s Ode — hält, was sie ankündigt und das Schicksal der Liebe des Dichters und der Besungenen als durchgehendes Thema hat. Wir vergleichen:

Klopstock:
„Ach wenn du dann auch einen beglückteren
Als mich geliebt hast, laß den Stolz mir,
Einen Beglückteren, doch nicht edlern!"

H. (Anfang der Ode):
„Du gute Stella! wähnest du mich beglükt,
Wann ich im Thale still und verlassen, und
Von dir vergessen wandle . . .?"

Wie beide Dichter das irdische Glück entbehren müssen, so setzen auch beide ihre Hoffnung auf Vereinigung mit der Geliebten im Jenseits; nur ist bei Klopstock die Vorstellung zeitlich, bei H. räumlich ausgedrückt:

Klopstock:
„Dann wird ein Tag seyn, den werd ich auferstehn!
Dann wird ein Tag seyn, den wirst du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest".

H. (vorletzte Strophe):
„Ist ja ein Ort, wo nimmer gewünscht wird, wo
Der Sterbliche sein Schicksal preiset. —
Dort ist es, wo ich dich wiedersehe."

Darum ersehnen sich beide Dichter den Tod, der ihnen für die Glücklosigkeit des irdischen Daseins die erwarteten Freuden des Himmels schenken wird:

Klopstock:
„. . . wenn du, mein Auge, nun
Lang' über meines Lebens Schicksal,
Brechend im Tode, nun ausgeweint hast."

H. (letzte Strophe):
„Und stürb' ich erst mit grauem gebeugtem Haupt,
Nach langem Sehnen, endlich erlöst zu sein . . .".

C. Diese Ode läßt sich zwar nicht sicher auf den Monat genau datieren, doch führen eine psychologische wie eine stilistische Erwägung zu dem gleichen Ergebnis.

Einmal ist es ziemlich wahrscheinlich, daß dies Gedicht in jenen Tagen des Zweifels und der Eifersucht entstand, über die der Brief 14 B von Ende November oder Dezember 1787 berichtet (s. H. I. 189 ff., Z. IV. 35 ff.), nicht aber in den späteren Tagen gemeinsamer Leiden, von denen derselbe Brief erzählt; denn gleich der Anfang der Ode klagt ja der Geliebten:
„Du gute Stella! wähnest du mich beglükt,
Wann ich im Thale still und verlassen, und
Von dir vergessen wandle, wann in
Flüchtigen Freuden dein Leben hinhüpft?"

Ich möchte deshalb das Gedicht in die Zeit zwischen der ersten und der zweiten Begegnung H.s mit Louise, d. h. Ende November oder Anfang Dezember 1786 (s. unter Brief Nr. 3), setzen.

Stilistisch ist die Stellaode mit der besprochenen Ode an die Herzogin zu vergleichen: An Stella v. 9 f.:
„Es streut der Schöpfer seeliges Lächeln oft
In meine Tage."
An Franziska v. 17 f.:
„. . . Schau die liebende
Erhalterin, wie ringsum sie Lächeln streut!";
auch der Mensch als ein „Pilger", der dem Tode entgegengeht, tritt in beiden Oden auf (An Stella v. 23. An Franziska v. 19). Aus diesen Gründen möchten wir beide Oden auch in zeitliche Nähe zueinander setzen, d. h. auch die Stellaode in die Nähe des November 1786, in dem die Ode an Franziska gedichtet wurde.

Beide Erwägungen führen uns demnach zu der Annahme, daß Ende November oder Anfang Dezember 1786 als Entstehungszeit der Ode zu gelten hat. Nun vertritt allerdings Franz Zinkernagel in der „Neuen Schweizer Rundschau" 1926, S. 334, die Ansicht, daß die von ihm aufgefundene Ode „Klagen. An Stella" die erste Ode H.s sei, in der seine Geliebte Stella heißt (s. Gedicht Nr. 14). Zinkernagel sagt: „Erst während der Niederschrift — die 3. Zeile beweist es, da hier der neue Name (Stella) hinter dem alten (Fanny) steht — kommt ihm der Einfall, den durch Klopstock berühmt gewordenen Namen durch einen selbstgewählten zu ersetzen."

Mir scheint es jedoch nicht beweisbar, daß die Verbesserung des Namens während der Niederschrift daraus erklärt werden muß, daß H. in diesem Augenblick der Name einfiel, unter dem er seine Geliebte fortan besang. Hat er doch auch später noch, als sich der Name „Stella" schon durchgesetzt hatte, gelegentlich „Amalia" (in „An meinen Bilfinger" III, Nr. 16) und Luzia" (in „Der Kampf der Leidenschaft", Nr. 27) dafür eintreten lassen; warum sollte er da nicht am Anfang seiner Liebesdichtung, noch umhersuchend, — statt des einen poetischen Modenamens (denn auch „Stella" war damals ein solcher) in der ersten Ode — einen anderen Modenamen (Fanny) in der zweiten Ode gewählt haben, wenn auch nur, um ihn gleich danach zugunsten des ersten wieder fallen zu lassen? Wenn „An Stella" die frühere und „Klagen" die spätere Ode ist, stimmen Dichtung und Leben natürlich und klar zusammen: der Zeit gemeinsamen Leidens beider, H.s und Louisens, wie sie uns aus den „Klagen" anschaulich wird, ging ja die Zeit voraus, da H. noch allein in seinem Kummer war, wie ihn die Ode „An Stella" zeigt.

13. „Alexanders Rede an seine Soldaten, bei Issus" (H. I. 339, Z. V. 372), nach der Alexandergeschichte des Curtius Rufus III, cap. 10, in jambischen Fünffüßlern (A 5 m) mit stets männlich vollem Schluß gedichtet; ein Fragment, das bis zu 66 Versen gediehen ist.

A. Der Stil ist sehr stark von der lateinischen Vorlage beherrscht, bisweilen deutsch kaum möglich:
v. 11: „unwissend schwacher Flucht";
v. 18 f.: „Wem war die Quelle Deines Wanderers, wem
Deine Saat?"

B. Auch der Aufbau dieser poetischen Rede ist im ganzen durch die Vorlage diktiert; im einzelnen stellt er sich so dar:

I. v. 1—9 Kennzeichnung der Situation:
Alexander vor seinem Heere.

II. 9—66 Hauptteil: Alexanders Rede an die verschiedenen an der bevorstehenden Schlacht beteiligten Völker:

a) 9—42 die Mazedonier; sie werden ermuntert durch den Hinweis auf
   1) 9—18 frühere Siege: über Athen (9—13), über Theben (14—18),
   2) 19—34 den bevorstehenden Sieg über die Perser,
   3) 34—38 den schönen Lohn: Baktrien und Indien,
   4) 39—42 ihren Ruhm;

b) 43—56 die Griechen; sie werden ermuntert durch Hinweis auf die Strafe, die für ihre verwüstenden Züge durch Griechenland die Perser ereilen wird;
c) 57—66 die Thrazier; sie werden durch Hinweis auf das Gold und die Fruchtbarkeit des zu unterwerfenden Landes ermuntert.

[III. Die Wirkung der Rede auf das Heer ist wohl als Schluß des Gedichtes zu denken.]

H. schließt sich in vielen Einzelheiten ganz eng an die lateinische Quelle an, so daß wir dies Stück mehr als dichterische Übersetzung denn als eigenes Gedicht zu werten haben; es lohnt sich nicht, die vielen Übereinstimmungen hier aufzuführen.

C. Wir haben es hier mit einer „Schulaufgabe aus der Maulbronner Zeit", wie Seebass annimmt, zu tun; am Rande steht auf dem Blatte „im Dezember", möglicherweise also Dezember 1786. — Eine andere Möglichkeit wäre, daß die Alexanderbegeisterung Karl Moors H. zu dieser Arbeit veranlaßt hat, da wir ihn so sehr im Banne von Schillers „Räubern" sahen. Auch in diesem Falle, und dann noch sicherer, wäre der Dezember des Jahres 1786 als Entstehungszeit anzunehmen.

14. „Klagen. An Stella" (Z. V. 335). 6 strophige Ode, vorwiegend in Trochäen.

| x́ x | x́ x | x́ x | x́ x | x́ x | x̀ ∧
| x́ x | x́ x | x́ x | ⊥ | x́ x | x́ x
| x́ x | x́ x | x́ x | x́ x
| x́ x | x́ ∪ ∪ | x́ x bzw. | x́ ∧

Dies Versmaß scheint H.s eigene Erfindung zu sein. Es eignet sich durch seinen Reichtum an Hebungen gut dazu, die nackten Wut- und Schmerzausbrüche des Klagenden einzufangen: v. 2 „Kómme, kómme, kühles Gráb! nímm uns béide" oder v. 9: „Réisst sie núr hinwég von mír! Quäler! íhr!".

A. Wie kein andres Stück der Lyrik des jungen H. ist diese Ode ein unmittelbares Rohprodukt eines Erlebnisses, das ihn stark ergriffen hat und ihm keine souveräne künstlerische Behandlung erlaubt; die abgerissene Redeweise, die wir in den Briefen an den Freund Nast kennenlernten, dringt in diesem Gedichtentwurf auch in die Poesie ein. Gedankenrisse, unvollendete Sätze, Pausen, lauter kurze Ausrufe, all dies schon auf den ersten Blick sichtbar in der Fülle von Gedankenstrichen und Ausrufungszeichen — das nehmen wir in den Briefen hin, hier aber ist es schwer zu ertragen. — Im Wortschatz

und in Redewendungen werden wir stark an Klopstocks Sprache erinnert: v. 14: „Vater, Vater! bebt' ich oft auf zum Ewgen" oder v. 19: „Am Gerichtstag will ichs sagen vorm versammelten Erdkreis".

B. Nach dem Gesagten kann man sich denken, daß auch der Bau der Ode keinem logischen Prinzip folgt — im Gegensatz zu den meisten anderen Gedichten des jungen H. Sie ist ein Produkt der bald wehmütigen, bald zornigen, bald resignierten Stimung des Dichters. Dem W e c h s e l der Stimmung zufolge ist das Gedicht also aufzuteilen. Anlaß zu dem Mißmut des Dichters: S t e l l a (seine Geliebte Louise Nast) wird von den Menschen „g e h a ß t" (v. 7).

v. 1—4 Todessehnsucht
5—8 Verzeihen
9—10 Zorn
11—12 Resignation
13—18 Wehmütige Erinnerunag
18—21 Zorn
21—22 Verzeihen
23 Todessehnsucht
23—24 Mannhaftes Aufraffen.

Eine gewisse Ordnung ist, wie man sieht, doch darin, indem die anfänglichen Gemütsstimmungen gegen Schluß in umgekehrter Reihenfolge und ungeheuer beschleunigtem Wechsel wiederkehren, sodaß der Dichter schließlich nur an seinen Ausgangspunkt, der Hoffnung aufs Grab, landen würde, wenn nicht ein tapferer Entschluß endlich in ihm emporkäme:

„Laß mich sterben — o d e r t r a g e n d i e s e L e i d e n — mein Gott".

C. Erst vor 12 Jahren wurde dieser Entwurf von Zinkernagel aufgefunden und in der Neuen Schweizer Rundschau von 1926 (S. 333 f.) sowie in dem 1926 erschienenen 5. Band seiner H.-Ausgabe (S. 335) gedruckt. Wollen wir ihn datieren, so müssen wir uns eines Briefes erinnern, in dem H. seinem Freunde Nast gegenüber von der Beleidigung einer Person spricht, „dessen Begegnisse mir näher ans Herz gehen als meine" (H. I. 173, Z. IV. 17, 6. Brief, von Ende Jan. oder Anfang Febr. 1787); da kann nur Louise gemeint sein, zumal H. dem Freunde, Louisens Verwandten, sagt, er müsse zurückhaltend gegen ihn sein. Brief und Gedicht dürften dasselbe Erlebnis zur Voraussetzung haben. So kommen wir auch für den Odenentwurf auf J a n u a r o d e r F e b r u a r 1 7 8 7 als Entstehungszeit.

15. „An meine Freundinnen" (H. I. 18, Z. I. 397). 4 mal 4 Verse der 2. asklepiadeischen Strophe:

x́ x | x́ ∪ ∪ | ⊥ ‖ | x́ ∪ ∪ | x́ x | x́ ∧			
x́ x | x́ ∪ ∪ | ⊥ ‖ | x́ ∪ ∪ | x́ x | x́ ∧			
x́ x | x́ ∪ ∪ | x́ x			
x́ x | x́ ∪ ∪ | x́ x | x́ ∧			

A. Als Zeugnisse für den „empfindsamen" Stil auch dieser Ode seien genannt: v. 2: „Das Auge, das oft Tränen im Tale weint" (vgl. die ebenfalls asklepiadeische Ode „Sehnsucht" von Hahn, Göttinger Musenalmanach auf 1773, mit seinen „Tränen ... oft in einsamer Nacht geweint, oft im Traume geweint"); und v. 11 f.: „ist Himmelswonne dem Leidenden".

B. Das Gedicht ist „vermutlich an die Freundinnen in Markgröningen gerichtet, die sich um diese Zeit — (1787) — zahlreich in sein Stammbuch ... eintrugen" (H. I. 346). Es variiert H.s alten Gegensatz: Trauer durch die Welt — Freude durch die Tugend und bildet so zwei Teile zu je zwei Strophen; von den beiden Teilen behandelt der erste die Trauer, der zweite die Freude.

I. Nach der Anrede der Freundinnen („Mädchen!")
v. 1—4: Die Trauer des Dichters über sein Schicksal (Str. 1);
v. 5—8: seine Sehnsucht nach dem Grabe (Str. 2);
II. v. 9—12: die Wonne, die der Dichter trotz alledem in dem Bewußtsein seiner Redlichkeit findet (Str. 3);
v. 13—16: darum empfiehlt er auch seinen Freundinnen, redlich zu bleiben (Str. 4).

Der Einfluß des englischen Dichters Edward Young in dieser Ode ist schon längst bemerkt worden; an dessen „Nachtgedanken" gemahnt sowohl die Nachtstimmung wie der Trauerton und die Grabessehnsucht; Young wird auch in dem späteren Gedicht „Der Lorbeer" (H. I. 53, Z. I. 406; hier Nr. 19) von H. gerühmt. — Im 2. Teile aber lebt der Dichter ganz in den sittlichen Idealen der deutschen Empfindsamkeit, wie sie etwa Hölty verkündet in seinem Gedicht „Üb immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab"; so empfindet H. „Himmelswonne" bei dem Gedanken, „daß ich mein Herz redlich und treu ... behielt" und mahnt die Freundinnen: „Mädchen! bleibet auch ihr redlich und rein und treu!"

C. Die Ode trägt in der H., wie Seebaß mitteilt (H. I. 346), das (aus „1786" von anderer Hand verbesserte) Datum 1787. Dieses Datum wird noch sicherer, wenn man berücksichtigt, daß die Ode „An meinen Bilfinger" (III), die etwa im April 1787, wie wir zeigen werden, entstand,

neben der vorliegenden die einzige asklepiadeische ist, so daß beide wohl zeitlich einander nahe sind, und wenn man ferner in Betracht zieht, daß in der Hs. des Marbacher Quartheftes (s. H. I. 346) die Bilfingerode auf die Freundinnenode folgt. In dieser Reihenfolge werden sie deshalb auch hier besprochen. Das Frühjahr 1787 hat nach alledem als Entstehungszeit der Ode an die Freundinnen zu gelten.

16. „An meinen Bilfinger" (III) (H. I. 17, Z. I. 396). Wiederum 4 mal 4 Verse der 2. asklepiadeischen Strophe. H. handhabt das Odenmaß jetzt mit bewundernswerter Leichtigkeit; das erste gute Gedicht gelingt ihm in diesem metrischen Rahmen, und wir fühlen schon jetzt, daß die Ode H.s eigentliches dichterisches Betätigungsfeld werden muß.

A. Hier nämlich ist die sanfte, liebliche Sprache der Klopstockjünger, vor allem Höltys und Vossens, zum ersten Male von H. erreicht: v. 2: „Wo das Gefild leise die Erms durchschleicht", v. 5: „Wo im Knabengelok heiter und unschuldsvoll wen'ge Stunden mir einst lächelnd vorüberflohn". Eine Wendung stammt direkt von Klopstock: v. 7: „Dort sind Hütten des Segens" (vgl. im „Zürchersee" die „Hütten der Freundschaft"); eine andere von Schiller: v. 9: „Dort am schattichten Hain wandelt Amalia" (vgl. Schillers Räuber I. 2, Moor zu Spiegelberg: „Im Schatten meiner väterlichen Haine, in den Armen meiner Amalia lockt mich ein edler Vergnügen"; eine Variation dieses letzten Ausdrucks „ein edler Vergnügen" sind auch die Worte der ursprünglichen Fassung der Ode — H. I. 346 — in v. 14: „und der sanfteren Lust"). Die erste Fassung jener Amalia-Stelle läßt nicht Karl Moors Geliebte, sondern die Werthers der hier von H. besungenen Freundin ihren Namen leihen:

„Dort am schattichten Hain unter dem ernsten Fels
Wandelt Lotte im Tal".

Einer der so verschwindend wenigen Fälle, in denen Goethe in H.s Dichtung hineinwirkt.

B. Der Fortschritt zeigt sich auch im Gehalt dieses Gedichtes. Es ist knapp und zugleich stimmungsvoll angelegt, das erste uns wirklich ansprechende Gedicht H.s. Es besteht aus zwei eng zusammengehörigen Teilen von je zwei Strophen, deren erster eine Gegend Schwabens und deren zweiter (der Hauptteil, zu dem der erste nur hinstrebt,) ein dort befindliches geliebtes Mädchen nennt.

I. v. 1—4: Kennzeichnung der gemeinten Gegend durch geographische (Tal der Erms) und landschaftliche Merkmale;
v. 5—6 durch daran geknüpfte Jugenderinnerungen;
v. 7—8 dort läßt es sich wohl sein (Übergang zum Teil II);
II. v. 9 denn dort wandelt Amalia.
v. 1—14 folgt eine umschreibende Charakteristik des Mädchens: nur tugendhafte Menschen kennen sie und verdienen sie zu kennen;
v. 15—16 Schluß: Segenswunsch für das Mädchen.

Ursprünglich hatte die Ode fünf Strophen; daß H. dann die 2. Strophe strich, kam der Symmetrie des Baues zugute.

Zwei verschiedene inhaltliche Einwirkungen verdienen in dieser Ode Beachtung. H. gibt hier vor, die schwäbische Landschaft zu schildern; aber nicht die heimatliche Landschaft ist es, die er in der 1. (und 2. Strophe der Urfassung) zeichnet, sondern viel mehr die Landschaft Ossians:

„Freund! wo über das Thal schauerlich Wald und Fels
Herhängt, wo das Gefild leise die Erms durchschleicht
Und das Reh des Gebürges
Stolz an ihrem Gestade geht —
(Wo vom moosigten Fels stille Erhabenheit
Auf die friedliche Flur, wo zu der Väter Zeit
Helme klagen, und Schilde,
Ernst und düster herunterblickt"). —

Es ist das zweite Mal, daß wir den Einfluß englischer Empfindsamkeitsdichtung in H.s Oden finden: war es in der vorigen Ode Young, so ist es hier Ossian. Das zweite Bemerkenswerte ist, daß H. mit dieser Ode unter dem Eindruck von Friedrich Matthissons „Sehnsucht nach Laura" gestanden zu haben scheint. Auch Matthisson stellt sich die Geliebte in einer ähnlichen Landschaft wandelnd vor:

„Unter Erlen des Bachs wandelt die Traurende, weilt im heiligen Schatten . . ."

Sein Gedicht jedoch ist schwermütig gestimmt und schließt

„Und es hüllet sein Auge
In den Schleier der Wehmut sich";

anscheinend in bewußtem Gegensatz dazu wünscht H. am Ende seiner Ode:

„Liebes Mädchen, es trübe
Nie dein himmlisches Auge sich".

Auch die metrische Gestalt der Ode Matthissons ist die gleiche wie bei H. (die 2. asklepiadeische Strophe).

C. Das Gedicht trägt zwar in der H.s das Datum 1786 (s. H. I. 346); doch ist der Einfluß Ossians, den H. nachweislich erst kurz vor dem Briefe Nr. 9 an Nast (von der Monatswende März/April 1787) kennenlernte, so deutlich, daß es frühestens zur Zeit dieses Briefes gedichtet sein kann, aber wohl auch nicht viel später: vielleicht etwa April 1787. Das handschriftliche Datum braucht uns in diesem Falle ebensowenig unanfechtbar zu sein wie das der vorigen Ode (s. o.) dem unbekannten Verbesserer.

17. „An die Nachtigall" (H. I. 16, Z. I. 392). 5 alkäische Strophen.

A. Ein echtes Produkt der Empfindsamkeit ist auch diese Ode, und zwar diesmal nicht der erhabenen Empfindsamkeit Klopstocks, sondern der lieblichen innigen Vossens und besonders Höltys: „Süße Träumewekerin"; „wehmuthsvoller Seufzer"; „am liebevollsten"; „die Seele schläft"; und die hier besonders zahlreichen innigen Dative der Person nach flüstern, lächeln, seufzen, singen („Dir flüsterts leise, Nachtigall"; „ob Stellas Blik mir lächle" usf.).

B. Der Dichter vertraut der Nachtigall sein Liebesleid an, indem er in fünf künstlich durchgeführten Vergleichen die Empfindungen, die der Geliebten Seufzer und der Nachtigall Klagelied in ihm wachrufen, nebeneinander stellt.

I. v. 1—3 Anrede der Nachtigall.

II. die 5 Vergleiche:

1. v. 3—5 Stellas Seufzer und der Nachtigall Klage nehmen in gleicher Weise des Dichters Herz gefangen,
2. v. 6—8 auch seine Augen hängen an den Lippen der seufzenden Geliebten ebenso wie an der singenden Nachtigall
3. v. 9—11 und suchen dann den lächelnden Blick der Geliebten ebenso wie die sich verbergende Nachtigall;
4. v. 11—12 der Dichter fragt, wem Stellas Seufzer, wem der Gesang der Nachtigall galt, und hofft: ihm selbst (Kern des Gedichts!);
5. v. 13—17 aber da fühlt er, daß seine Wünsche sich zu weit vorgewagt haben; wie er der Nachtigall nur von ferne lauschen will — dann aber soll sie singen — (v. 13—14), so muß sich auch die von Liebe erregte Seele ausruhen — dann aber soll Stella ihm offen sagen, daß sie um einen andern seufze; er hat nun die Kraft, es zu hören (v. 15—17).

III. v. 18—20. So schließt die Ode in Entsagung: Die Wonne wäre ja auch zu groß, um sie zu ertragen; den glücklichen Geliebten aber will der Dichter, selber trauernd, segnen.

H. trägt mit dieser Ode seine Liebe in die Natur hinaus, freilich noch in einer recht künstlichen Art, und schließt sich an die uralte Tradition an, die in der Nachtigall die Teilnehmerin am Liebesglück und -leid des Menschen sieht. Die Empfindsamkeitslyrik hatte natürlich dieses alte Motiv wieder einmal zu frischem Leben erweckt, wir denken an Gedichte wie „Die Mainacht" von Hölty oder „An Selma" von Joh. Heinrich Voss; ihnen versucht sich H.s Nachtigall-Ode einzureihen.

C. Das Gedicht, dessen Hs. nicht bekannt ist, trägt im 1. Druck (Schwabs Morgenblatt 1863, Nr. 34) zwar das Datum 1786, doch müßten wir, wenn 1786 gälte, annehmen, daß H. im Spätherbst (denn vorher kannte er ja Louise nicht) ein Nachtigallengedicht gemacht habe. Darum setzen wir die Ode „An die Nachtigall" lieber in den Frühling oder Frühsommer 1787.

18. „Mein Vorsaz" (H. I. 19, Z. I. 398). 5 alkäische Strophen.

A. Dieses letzte Stück der ersten Gruppe von H.s Jugendoden stellt zugleich ihren künstlerischen Höhepunkt dar. Alle sprachlichen Mittel zieht der Dichter heran, um den Stil zu schmücken: Die Alliteration („schwacher Schwung", „kämpfendes Streben nach Klopstoksgröße", „sterbend noch stammeln"), den Vokalgleichklang („den seelenvollen seeligen Bruderkuß", „leises Geizen", „im glühenden kühnen Traum"), endlich zum ersten Male in größerem Umfange und in kühner Art die Wortzusammensetzungen: er bildet „wolkenumnachtet" und „weltenumeilend", dies als letzte Änderung statt „sonnenbenachbart" und „weltenumwoogend" (vom „Flug der Großen" gesagt). Aus all diesen Beispielen ist zugleich ersichtlich, wie bildkräftig jetzt H.s Sprache geworden ist, die bisher immer noch fast nur gefühlsstark war.

B. Womit hängt diese plötzliche Aufwärtsentwicklung zuasmmen? Das wird uns klar, wenn wir nun zu dem Problem des Gedichts übergehen. Dies Problem heißt: Das Ringen des Jünglings um dichterische Leistung und um Anerkennung, es ist das Zentralproblem des jungen H. und reißt ihn in doppeltem Sinne zu seinen schönsten Schöpfungen fort: einmal wegen seiner Bedeutung für H., dessen Seele hier am stärksten erschüttert und erhoben wurde, und dann wegen seines

Inhalts; die ersehnte dichterische Kraft fand sich am ehesten in den Dichtungen ein, die gerade ihr gewidmet waren. So auch hier; und weil ihn solches Streben zur Besinnung auf seine eigenen Kräfte rief, ist diese Ode das erste Gedicht, das wirklich H. selbst angehört.

Es ist begreiflich, daß sich die neue Haltung auch in der Bauweise der Ode äußert. Das Temperament, das nun stärker denn je beteiligt ist, überwältigt den logischen Ordnungssinn, der selbst in den Liebesgedichten noch unbeschränkt herrschte (wo nicht, wie in den „Klagen", eine gänzlich kleinmütige Stimmung sich ihm widersetzte). So hat die Ode „Mein Vorsaz" keine Symmetrie mehr im Aufbau, in die alle Gegensätze eingeordnet werden, sondern Kontraststimmungen folgen im Anfang langsam, dann immer schneller aufeinander und bekommen doch zugleich immer größere Spannungsunterschiede; so drängt alles zum Ende als dem Punkte stärkster Spannung hin.

v. 1—8. Bitte an seine Freunde, Verständnis für seine Traurigkeit und Unzugänglichkeit zu haben (nur die Anrede im Anfang ahmt nach: „O Freunde! Freunde! die ihr so treu mich liebt!", sie ist gebildet nach dem Anfang von Klopstocks 4. Wingolfode: „Ihr Freunde fehlt noch, die ihr mich künftig liebt").

v. 9—12. Der Grund für diese seine Stimmung: ist es „Durst nach Männervollkommenheit", so fragt er selbst, oder ist es sein Streben nach der Größe eines Pindar, eines Klopstock?

v. 13—16. Er verzweifelt an dem Gelingen seines Vorsatzes,

v. 17—19 schwingt sich aber dann zu glühendem Ehrgeiz auf,

v. 19—20 wenn der auch vielleicht einst ganz vergeblich gewesen sein wird.

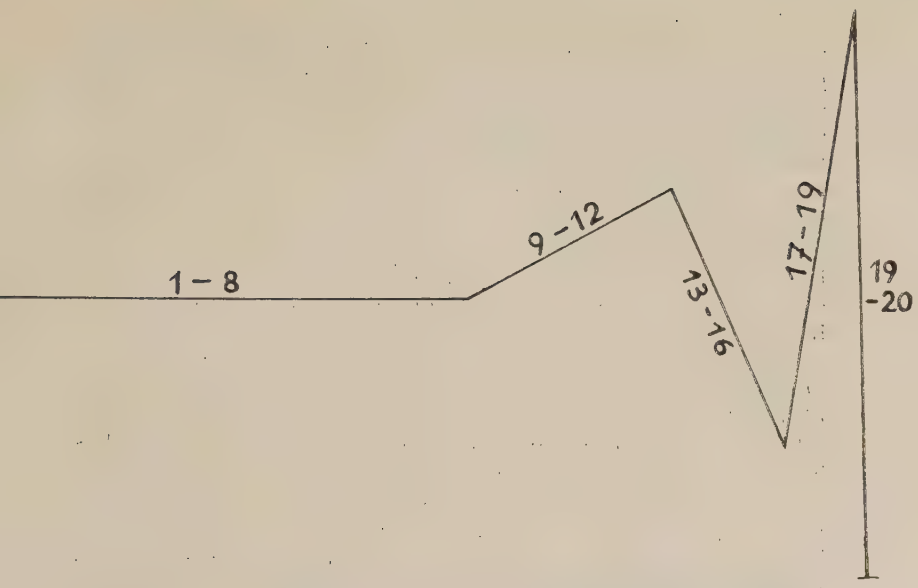
Es ergibt sich sonach etwa folgende Aufbaukurve:

(Siehe nächste Seite.)

C. Die Ode ist datiert **1787**; ich nehme an, daß sie die letzte der Oden dieses Jahres ist; jedenfalls würde jede von den anderen einen Rückschritt bedeuten.

19. „D e r L o r b e e r" I. (H. I. 52, Z. I. 406). 10 mal 4 kreuzweise gereimte trochäische Fünfheber. Wir treten mit diesem Gedicht in eine neue Periode der Jugenddichtung H.s, in seine zweite Reimgedichtperiode ein:

|: 5 w a
5 m b :|



Es ist ganz auffallend, wie sehr die künstlerische Kraft H.s auf einmal nachläßt, sobald er das ihm bestimmte metrische Gebiet der antiken Formen verläßt.

A. Die Sprache steht auch hier unter dem Einflusse Klopstocks, den er in der 3. Strophe selbst rühmt; z. B. v. 8: „dem diss Auge so entgegenglüht", v. 11 f. „Und in seiner Psalmen Jubelschalle himmelan sich seine Seele schwingt", v. 15: f.: „Himmlischer zu stimmen seine Saiten für Begeisterungen der Mitternacht", v. 17 f.: „Ha! der Wonne! nur von fern zu stehen, lauschend ihres Liedes Flammenguß".

B. Ein „Bogengedicht": mit 4 Strophen geht es aufwärts, mit 4 andern abwärts, dazwischen bilden 2 Mittelstrophen den Höhepunkt.

I. Aufstieg zur Begeisterung: In der Einsamkeit singt der Dichter von dem Drang nach literarischem Ruhm, dem sich sein Herz geweiht hat (Einleitungsstrophe 1). Er will den Großen folgen auf der ehrenvollen Bahn (2). Nun steigert sich der Dichter in die Begeisterung für zwei dieser Großen hinein, Klopstock (3) und Young (4), um zu dem Ausruf zu gelangen:

II. Ihre Schöpfungen nur von ferne zu sehen — schon das ist „Himmelsvorgenuß" (5). Um nun gar jenen Großen selbst nachzustreben (das ist nach v. 24 zu ergänzen), will der Dichter alle Drangsale dieser Welt auf sich nehmen (6).

III. Abstieg zur Mutlosigkeit: Der Dichter erinnert sich, daß er oft nicht diesen Mut und Trotz aufgebracht hat (7); daß er oft, wenn die Menschen — selbst die „Edleren" — nichts mehr von ihm wissen wollten (8), sich nur mühsam mit dem Gedanken trösten konnte, daß trübe Erfahrungen und Einsamkeit von Wert sind für ein gereiftes Dichtertum (9). — Aber diese Erinnerung an seinen Kummer nimmt dem Dichter seinen ganzen Mut; so klingt das Gedicht sehr melancholisch aus: die Zukunft hört ja doch nicht auf meine kindlichen Träume; schon so oft hat mich die Wirklichkeit belehrt, daß sie nicht in Erfüllung gehen (10).

Wir sehen: das Thema des vorigen Gedichtes, der Ode „Mein Vorsaz", kehrt hier wieder, nur viel matter ausgeführt: das liegt teils, wie wir sahen, an dem nun wieder alternierenden Maß und dem Reim, die beide für H.s Sprache ein viel zu enges Gewand sind, teils an dem soeben beschriebenen Bau des Gedichts, der — statt der wechselvollen, zum Schluß hin sich stetig steigernden Spannung der Ode — ein gleichmäßig langsames Absinken von der Mitte bis zum Schluß herbeiführt.

C. Das Gedicht fällt in das Jahr 1788 (nach der Datierung in der Hs.) und zwar wohl noch in die Maulbronner Zeit, also vor Oktober.

20. „Die Stille" (H. I. 33, Z. I. 412). 23 mal 4 kreuzweise gereimte, fünf- bis sechshebige trochäische Verse.

5 w a
5 m b
6 w a
6 m b

A. In diesem Gedicht haben wir auf einmal wieder den aus biblischen und aus Klopstockschen Klängen gemischten Stil der „Meinigen" vor uns. Biblisch sind: der „Lärm der Thoren", der dreimal (v. 3. 74. 92) der Stille gegenübergestellt wird, das „bunte Weltgewirr" (v. 44. 47), das „Getümmel" (v. 81) u. a. Klopstockisch sind die Wendungen: „spähte stillen Lächelns" (v. 23); „in der lieben wehmutsvollen Einsamkeit" (v. 48); „im ganzen segensvollen Thale" (v. 61); und wieder, wie in den „Meinigen", spielen Tränen aus den verschiedensten Gründen eine große Rolle, meist Freudentränen. Den Höhepunkt dieser Stimmung bezeichnet die 19. Strophe (v. 73 ff.):

„Schön, o schön sind sie! die stille Freuden,
Die der Thoren wilder Lärm nicht kennt,
Schöner noch die stille gottergebne Leiden
Wann die fromme Träne von dem Auge rinnt!"

(Die Steigerung „schön-schöner noch" findet sich ebenso im „Zürcher See" Klopstocks.) Man hätte solche Ergüsse nach der Ode „Mein Vorsaz" nicht mehr für möglich gehalten: so entscheidend wirkt sich — über den Stil hinaus bis auf die ganze seelische Haltung! — das eintönig und einengend alternierende und reimende Metrum auf H.s Dichtung aus.

B. Die 23 Strophen, an „die Stille" gerichtet, die immer wieder angeredet wird, zerfallen sehr symmetrisch in

$$\underbrace{2}_{\text{Einleitung}} + \underbrace{8 + 3 + 8}_{\text{Hauptteil}} + \underbrace{2}_{\text{Schluß}} \text{ Strophen}$$

I. Der Stille sei dies Lied gewidmet (als der einzigen Gestalt, die dem Dichter immer treu blieb) (Str. 1 und 2),

II. Schilderung dessen, was die Stille ihm war, ist und sein wird.

a) 3—10 (1. Hauptteil von 8 Strophen):

Was die Stille ihm war — in der Zeit seiner Geborgenheit im Heimathaus; sie gab ihm innere Ruhe (3—4); das schildert er in einem typischen Erlebnis seiner Knabenzeit, bei dem ihn die Stille draußen beim Beerensuchen im Walde, auf dem Heimwege und bis ins einsame Stübchen begleitete (5—10).

b) 11—13 (2. Hauptteil von 3 Strophen):

Was die Stille ihm war — unter den Fremden: als er in das Weltgewirre gerissen war (11), richtete die Stille den Knaben wieder auf, der sich dort müde gerungen hatte (12), den Jüngling, der dort von ungestümen Schmerzen ergriffen war (13).

c) 14—21 (3. Hauptteil von 8 Strophen):

Was die Stille ihm ist und sein wird: sie begleitet den Verehrer und Nacheiferer der großen Dichter (Ossian und Klopstock werden genannt, 14), den Liebhaber seines „Mädchens" (15 u. 16), den Freund seines Freundes (17 u. 18), sie begleitet ihn in Freud und Leid (19); sie möge ihn auch später in den Stürmen, die er als Mann wird zu bestehen haben, begleiten (20 und 21).

III. Der Dichter bittet die Stille, ihn auch zu leiten, wenn er, ein mattgekämpfter Greis, sich nach dem Grabe sehnt (22 und 23).

Wir sehen, daß die Ähnlichkeit mit dem Gedicht „Die Meinigen" über die erwähnten stilistischen und stimmungsmäßigen Dinge hinaus noch weiter geht: beide Gedichte können in einen großen äußeren Rahmen (22 bzw. 23 Strophen) viel von H.s Kindheitsgeschichte einfassen und sind deshalb biographisch für uns hochbedeutsam;

beide enden, wie noch manches andere Gedicht, mit der Sehnsucht nach dem Grabe.

C. „Die Stille" ist in der Hs. auf 1788 datiert und gehört wie „Der Lorbeer" I sicherlich noch in die Maulbronner Zeit.

21. „Die Demuth" (H. I. 32, Z. I. 410). 10 mal 4 kreuzweise gereimte, fünfhebige jambische Verse:

|: A 5 w a
A 5 m b :|

A. Wir haben hier wieder einen ganz anderen Stil vor uns; es ist deutlich zu sehen, wie H. hin- und hertappt, sobald er die antiken Maße, denen seine Zukunft gehört, verlassen hat. Rhetorischer Bombast ist diesmal der Charakter des Gedichts: ein und dasselbe Wort (z. B. „Demuth" in der 7. und 8. Strophe) wird unerträglich oft wiederholt, aufdringliche Alliteration wird angewandt (v. 14: „Wann er die Grube seiner Größe gräbt"), Klopstocks sanft-trauernde Erinnerung in „Die frühen Gräber": „Ihr Edleren, ach es bewächst eure Male schon ernstes Moos!" muß zu einem wirkungsvoll einleitenden Anruf helfen: „Hört, größre, edlere der Schwabensöhne!" und vor allem: eine Fülle von Kraftausdrücken nach Schubarts Art stattet das Gedicht aus: „Dominiksgesicht" und „Dirnentränе", „Despotenblut" und „Henkershände" und die „bäurischstolze Narrenbühne"; H. ist ein echter „Stürmer und Dränger" schwäbischer Prägung geworden.

B. Das zeigt auch der Inhalt des Gedichts. H. stimmt nun auch in den Kampfruf seiner Landsleute Schubart und Schiller: „In tyrannos" ein. Ein Hauptteil von 6 Strophen wird von Einleitung und Schluß umrahmt, die beide zweistrophig sind und einen Anruf enthalten; die Einleitung den Anruf an diejenigen, denen er Demut empfiehlt, der Schluß an die Demut selbst:

$$\underbrace{2 \quad + \quad 6 \quad + \quad 2}_{2 \; + \; 2 \; + \; 2}$$

I. Str. 1—2: Anruf an die Edleren unter den Schwabensöhnen, die dabei — hauptsächlich negativ — charakterisiert werden: sie krümmen sich nicht vor den Pfaffen, lassen sich nicht von „Dirnentränen" beeindrucken (1), lieben noch die Freiheit und unterwerfen sich deshalb nicht der Tyrannei des Geldes und der Fürstenlaunen (2).

II. Hauptteil Str. 3—8:

a) 3—4: diese „Vaterlandskronen" werden vor dem „Übermut" gewarnt (3), dessen schlimme Folgen ihnen ausgemalt werden (4);

b) 5—6: demgegenüber wird ihnen die Demut mit ihren Freuden gerühmt;
c) 7—8: darum soll die Demut alle Edleren zu einem Bunde vereinen.

III. 9—10: Bitte an die Demut selbst: sie möge vor allem die edlen, hochgesinnten Schwaben (die noch einmal, jetzt aber nur in positiver Weise, charakterisiert werden, 9), jenem Bunde zuführen (10).

Das Gedicht tritt also von zwei Seiten an das Thema heran: Str. 1—8 werden die Edleren aufgefordert, sich der Demut zu widmen, dann Str. 9—10 wird umgekehrt die Demut gebeten, die Edleren zu vereinigen.

In doppeltem Sinne zeigt dies Gedicht H. in einem neuen Licht: einmal als Kämpfer gegen Despotismus und Knechtssinn und zweitens als stammesbewußten Schwaben.

C. Das Gedicht ist datiert **1788**; darüber hinaus läßt es sich zeigen, daß es — trotz des im ganzen so verschiedenen Tones — in die Nähe der „Stille" gehört, da H. wenigstens an einer Stelle, und hier mit wörtlichem Anklang, in deren bescheideneren Ton zurückfällt; dort hieß es v. 73 ff.:

„Schön, o schön sind sie! die stille Freuden . . .
Schöner noch die stille, gottergebne Leiden . . ."

Hier in v. 17 ff.:

„Viel sind und schön des stillen Mannes Freuden . . .
Er blickt gen Himmel unter seinen Leiden . . ."

Interessant ist noch ein weiterer, nicht zeitlich, nur psychologisch bedeutsamer Zusammenhang wegen des Gesinnungsumschwungs, der sich da zeigt; sagte H. am Schluß der Franziskaode:

„Und Carln die thät'gen Hände zu weihen
sei des Mannes erster feurigster Trieb!",

so heißt es jetzt (Die Stille v. 21 f.):

„Sein feurigster, sein erster Wunsch auf Erden
Ist allen, allen Menschen nützlich sein . . ."

22. „Die Ehrsucht" (H. I. 28, Z. I. 408). 7 mal 4 kreuzweise gereimte trochäische Fünfheber:

|: 5 w a
5 m b :|

Also das gleiche Versmaß wie das des „Lorbeers" I, nur weniger sorgfältig: die 4. Strophe hat im 3. Vers einen überzähligen Takt („Um Mariasehre krächzen Nonnenchöre", doch läßt sich das leicht bessern in „Nonnen krächzen um Mariasehre"). Die 2. Strophe stellt ein Musterbeispiel mundartlichen Reimes dar (-hände, schön, Sünde, hin).

A. Der Stil des Gedichtes ist restlos dem des jungen Schiller nachgebildet; Beispiele dafür werden wir unten bei der Betrachtung des Baues anführen.

B. 1 + 5 + 1 Strophen.

I. Thema (Str. 1): Die Ehrsucht, die Begierde nach dem großen Namen, die Millionen ins Elend lockt.

II. Hauptteil (Str. 2—6): Die Ehrsucht treibt alle: Die Eroberer, die um ihres Ruhms willen morden (2); die kleinen Fürsten, die um der prunkvollen Hofhaltung willen ihr Land aussaugen, und die Räte, die um Ordensbänder Intrigen gegeneinander anzetteln (3); die Pfaffen, die um ihres eignen Ansehens willen den Gläubigen Wunder vorspiegeln, und die Nonnen, die aus Eitelkeit wahnsinnige Lieder „zum Marienbild emporkrächzen" (4); die alten Sünder, die zur Ablenkung ihrer Schuld gegen Unschuldige eifern, und die Männer, die es für „Größe" halten, Gott zu leugnen (5); die Mädchen, die sich aus Eitelkeit hingeben, und die Buben, die aus Eitelkeit zu Trunkenbolden werden (6).

III. Abschluß und Warnung (Str. 7): Das Thema ist zu häßlich, als daß der Dichter es noch weiter ausführen wollte; nur eine Warnung richtet er an dies niedrige Geschlecht: Ihr seid nicht nur Bösewichter, wenn ihr euch von der Ehrsucht treiben laßt, sondern auch Narren. Das ist der einzige Gedanke, mit dem er hofft, vielleicht Eindruck zu machen.

Zweierlei kreuzt sich also in diesem Gedicht: ein Politisches (Tyrannen- und Pfaffenhaß, den wir schon in der „Demuth" kennen lernten) und ein Moralisches (der Kampf gegen die Ehrsucht der Menschen). Das eine dieser beiden Motive, das politische, hat H. von Schubart und dem jungen Schiller, das andere lag schon in seiner Natur, er konnte es aber auch bei jenen beiden sehr stark finden und aus deren Gestaltung moralischer Probleme lernen. So hat er in der „Ehrsucht" anscheinend aus Schillers „Venuswagen" gelernt, dessen Schandenliste er wohl nachbildet. Dort ist die Wollust das Thema, von der es heißt (v. 113 f.):

„Menschen hat ins Elend sie gestrudelt,
Eingetrillert mit Sirenensang";

ähnlich sagt H. am Anfang von der Ehrsucht:

„Großer Nahme! — Millionenherzen
Lockt ins Elend der Sirenenton".

Nun die Schandenliste selbst; bei Schiller z. B. v. 81 ff.:

„Lose Buben mäkeln mit dem Fürstensiegel,
Kreaturen vom gekrönten Tier,

Leihen dienstbar seiner Wollust Flügel
Und ermauscheln Kron' und Reich dafür";
bei H. v. 9 ff.:
„Um wie Könige zu pralen, schänden
Kleinre Wütriche ihr armes Land;
Und um feile Ordensbänder wenden
Räthe sich das Ruder aus der Hand".
Schiller schließt folgendermaßen:
„Denket — doch ob dieser Schandenliste,
Reißt die Saite und die Zunge stockt . . ."
H. geht es ähnlich:
„Doch es sträubet sich des Jünglings Rechte,
Länger sing' ich von den Thoren nicht".
So dürfte Schiller hier H.s Vorbild sein im Gehalt wie im Stil und im Bau des Gedichtes wie im Bau der Sätze.

C. Zur Einordnung der „Ehrsucht" sei gesagt, daß sie 1788 datiert ist und daß sie psychologisch in die enge Nachbarschaft der „Demuth" gehört, mit der sie die tyrannen- und pfaffenfeindliche Tendenz teilt.

23. „Die Bücher der Zeiten" (H. I. 44, Z. I. 442). 174 Verse in freien Rhythmen, das erste derartige Gedicht H.s nach dem Vorbilde Klopstocks (in seinen religiösen Hymnen, wie der „Frühlingsfeier", dem „Erbarmer" u. a.) und Schubarts („Ein Blick ins All" u. a.). Die Verse sind meist 2- oder 3-taktig und eilen sehr schnell und unruhig dahin, meist in Daktylen und Trochäen abwechselnd; einmal (v. 27—44) geht der freie metrische Charakter des Gedichts auf einige Zeit verloren, der Rhythmus wird starr, fast nur:

x | x́ ∪ ∪ | x́ x

A. Der Stil ist hier derart uneinheitlich, wechselt so je nach dem Thema, das gerade behandelt wird, daß wir ihn nur zugleich mit dem Inhalt besprechen können.

B. Der Hymnus ist stark dramatisch in der Anlage: der Dichter läßt an sich und dem Leser all das vorüberziehen, was die „Bücher der Zeiten" enthalten, und bringt es wie auf einem großen Welttheater zur anschaulichen Darstellung; neunmal wird ein neuer Akt mit den Worten eingeleitet: „Da steht geschrieben"; zweimal tritt eine „Pause im Gefühl" ein, die der Dichter als psychologischen Ruhepunkt braucht.

Die 9 Akte verteilen sich auf 2 Teile des großen Weltdramas zu je 5 und 4 Akten; am Anfang des Ganzen steht ein Prolog, und ein Monolog des Dichters selbst verbindet beide Teile:

Prolog (v. 1—16):

a) Anruf Gottes, dem der Dichter einen Lobgesang singen will (1—4).

b) Worauf sich der Lobgesang gründen soll: auf die Bücher der Zeiten, deren himmlischer Standort genau bezeichnet wird (5—16).

Erster Teil (v. 17—90): Was diese Bücher Furchtbares enthalten.

Akt I. (v. 17): allgemeine Unglücksfälle in großem Ausmaß (18—44):

a) Kriege (18—23);
b) Tyrannei (24—26);
c) Wasserfluten (27—31);
d) Feuersbrünste (32—36);
e) Erdbeben (37—44);

II. (v. 45): einzelne menschliche Freveltaten (46—66):

a) Verwandten- und Freundesmord (46—51);
b) Wollust (52—54);
c) Kannibalismus (55—66);

III. (v. 67): Die Not eines solchen Frevlers im Augenblick vor dem Tode (68—71).

IV. (v. 72): Unglück, in das Männer geraten (73—84):

a) ins Laster durch Lockungen (73—76),
b) in Schande und Elend durch Betrüger (77—80),
c) an den Bettelstab durch Verstümmelung im Kriege (81—84).

V. (v. 85): Schmerz um das Mädchen, das aus heiterer Gesundheit in tödliche Krankheit gefallen ist (86—90).

Zwischenmonolog (v. 91—117), der den allmählichen Übergang vom ersten zum zweiten Teil herstellt:

a) „Eine Pause im Gefühl": stummes Entsetzen (zwischen v. 90 und 91),

b) ausgesprochenes Entsetzen über die Greuel, die Fromme wie Sünder in gleichem Maße treffen (91—102);

c) Wechsel der Stimmung: Erinnerung an die Weisheit des Schöpfers; der Dichter verstummt (103—107):

d) „Wieder eine Pause": schweigendes Lob (zwischen v. 107 und 108),

e) dann weiter von schweigender zur beredten Lobpreisung: Gott ist die Liebe (108—113);

f) jetzt ist es soweit, daß die letzten Verse der Einleitung = v. 13—16 wieder aufgenommen werden können, um zum positiven Inhalt jener Bücher der Zeiten überzuleiten (114—117).

Zweiter Teil (v. 118—174): Was die Bücher Wunderbares enthalten.

I. (v. 118): Die Erlösung des „Greuelgeschlechts" durch Christi Kreuzestod (119—133);

II. (v. 134): Auferstehung und Lohn im Jüngsten Gericht (135—151);

III. (v. 152): menschliche Großtaten (153—165): Siege im Kampf gegen die Gefahren der Meere, Stürme, Eisgebirge; Entdeckungen;

IV. (v. 166): Die segensreichen Taten des friedlichen Fürsten (167—174; damit führt der letzte Akt abrundend zum Anfang des ersten Aktes im ganzen Drama (v. 18—26) mit seinen „würgenden Königen" und „giftigen Tyrannen" zurück).

Die „Bücher der Zeiten" sind eine stark erweiterte und vertiefte Ausführung des Themas, das in dem kurzen Gedicht „Das Erinnern" (Nr. 8) schon einmal angeschlagen war und das, allgemeiner als „Tugend und Laster in ihrem Gegensatz" gefaßt, viele Jugendgedichte H.s, wie wir sahen, beherrscht.

Gottes „Buch, in welches alle unsere Handlungen eingeschrieben sind", war H. schon 1785 einmal durch den erwähnten Eintrag der Nürtinger Freundin in sein Stammbuch nahegebracht worden; jetzt verschmilzt er in dem „Prolog" diese biblische Vorstellung mit den religiösen Vorstellungen Klopstocks: die Bücher der Zeiten sind „hoch über dem Siriusstern":

„Wo von Anbeginn
Wandelte der heilige Seraph
Mit feirender, erhebender Anbetung
Ums Heiligtum des Unnennbaren."

Das ist Klopstock im Inhalt wie im Stil. Dann aber setzt der Wandel ein: bei der Aufzählung der Greuel wird die Sprache maßloser denn je, es ist ein wirkliches Wühlen in den rohesten Ausdrücken, besonders im „zweiten Akt", H. überbietet hier die kraft-genialische Sprache der damit zu vergleichenden Gedichte Schubarts und der Jugenddramen Schillers. Besonders die „Räuber" scheinen auch gedanklich auf H.s Hymnus mit eingewirkt zu haben: am Anfang des Sündenverzeichnisses (im 1. Teil, II a) stehen diejenigen Frevel, die auch der Pastor Moser (V. 1) Franz Moor gegenüber als die größten bezeichnet: Vatermord und Brudermord. Diesem ersten „Sturm- und Drang"-Teil folgt dann der Übergangsteil, der wiederum ganz im Stile von Klopstocks Hymnen gehalten ist

(„Hallelujah, Hallelujah, der da denkt das bunte Zeiten-
gewidmet ist Liebe!!!"), und auch der ganze 2. Teil des Ge-
dichts ahmt Klopstocks Sprache und Vorstellungen nach:

„Der Seraphim, Cherubim,
Staunende Still
Weit in den Himmelsgefilden umher —
Des Harfenklangs Verstummen,
Kaum athmend der Strom ums Heiligtum".

Der Schluß des Hymnus ist gut gelungen: wie die Gedanken von den aufregenden Großtaten der Menschen hinübergehen zur friedlichen Regierung eines guten Fürsten, so wird auch die Sprache ruhig; statt des gemischt daktylisch-trochäischen Rhythmus haben wir nur noch ruhige Trochäen, mit denen der sonst so laute Hymnus in ganz kurze (zweitaktige) Verse leise zerfließt.

C. Eine genauere Datierung ist nicht möglich, aber **1788** ist als Entstehungsjahr anzunehmen, da der starke Einfluß Schillers auch die übrigen Gedichte dieses Jahres charakterisiert (im Gegensatz zu 1786/87, dem Jahr der ersten, und 1789, dem Jahr der zweiten „empfindsamen" Odenperiode).

24. An die Vollendung (H. I. 51, Z. I. 449). 9 mal 4 Verse in freien Rhythmen, mit abwechselnd zwei- und einsilbiger Senkung wie im vorigen Gedicht, doch noch lebhafter, schnell dahinfliegend entsprechend dem stürmischen Verlangen, das im Inhalt des Gedichtes liegt; so umfaßt einmal der Auftakt 4 Silben:

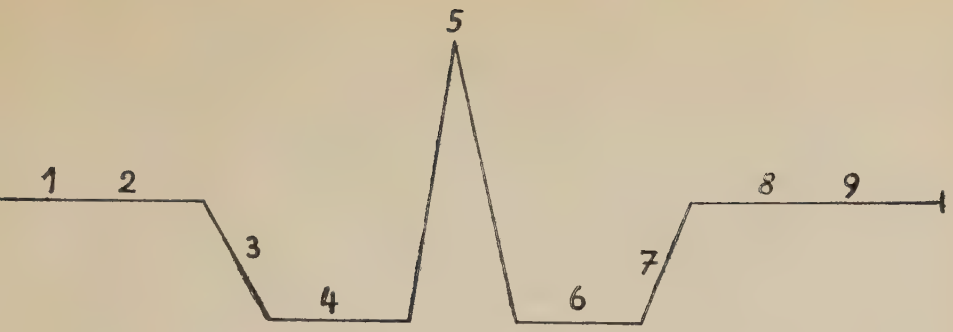
∪ ∪ ∪ ∪ | x́ x | x́ x

„Und fleugt auf des Stürmes Flügeln..."

Die Verse sind meist Zwei- oder Dreitakter, wie in den „Büchern der Zeiten".

A. Die Sprache ist im wesentlichen Klopstockisch; hingewiesen sei hier besonders auf die Verbalkomposita mit Dativobjekt: „entgegenlächeln der Heerschaar", „und fleugt... Aeonen lang die Liebe dir zu", „rangen dir zu die Väter." Der Stil ist gleichmäßig erhaben und beschwingt im Gegensatz zu der Unausgeglichenheit des vorigen Hymnus, es ist das beste Gedicht seit „Mein Vorsaz", und nicht zufällig; es ist ja wieder H.s Grundproblem, das ihn hier — nur ins Religiöse gewendet — erfüllt und das ihn stets zu den größten Leistungen hinreißt.

B. Ein gleichmäßiger Wechsel von Hochgefühl und Mutlosigkeit bestimmt den Bau dieses Gedichtes; der Höhepunkt des Ganzen liegt genau in der Mitte:



Die 9 Gruppen, in die der Hymnus zerfällt, ordnen sich folgendermaßen zusammen:
Themagruppe + 1 + 2 + 1 + 2 + 1 + Themagruppe.
Anfangs- und Schlußgruppe sind völlig gleichlautend; sie enthalten das Thema des Gedichts.

1. Gruppe: Thema: Vollendung, wann werde ich dich erlangen?

2. Wann werde ich mich der Heerschar einreihen, die zu dir hin strömt?

3.—4. (Mutlose Stimung:) Ich bin ja aber noch so fern von dir.

5. (Höhepunkt): D e n n o c h f l i e g t m e i n e L i e b e d i r i m m e r k ü h n e r z u.

6.—7. (wieder Sinken der Gewißheit:) der Dichter muß sich in dem Gedanken an die Vorfahren aufrichten, die siegesgewiß der Vollendung zustrebten.

8. Sind sie zu dir eingegangen?

9. wie 1.: Wann werde ich dich erlangen?

Im Ideengehalt und auch zum Teil im Ausdruck weist dieser Hymnus auf S c h i l l e r s Dialog „Der Jüngling und der Greis" hin; die Gedanken Selims sind es, die H. auf sich hat wirken lassen, etwa ein Satz wie der: „Durch die Hoheit und Zahl meiner Wünsche werd ich mich in der Geister Gewühl stehlen, die nach der Gottheit hinzücken"; an wörtlichen Übereinstimmungen fallen auf: die Bilder des „Sturmes" und des „Fluges", das „unaufhaltbare" (bezw. -„same") und das glühende" Hinstreben. Es läßt sich gut denken, daß H. Schillers Gedanken weiterdachte im Anschluß an dessen Worte am Ende: „Ich weine Elysium zu ahnden, und nicht zu finden".

Auf die 6. Gruppe dieses Hymnus möchte ich noch besonders hinweisen:

„Voll hoher Einfalt
E i n f ä l t i g s t i l l u n d g r o ß
Rangen des Siegs gewiß
Rangen dir zu die Väter."

Ich sehe diese Verse als Zeugnis dafür an, daß H. schon damals durch Winckelmann die „edle Einfalt und stille Größe" der griechischen Kunst bewundern gelernt hatte, ja daß ihm schon damals — in seinem 19. Jahre — die Griechen die Idealbilder menschlicher Größe waren.

C. Der Hymnus gehört aus metrischen Gründen (ähnliche freie Rhythmen) und aus Gründen der Überlieferung (auf demselben Blatte, s. H. I. 350 f.) in die Nähe der „Bücher der Zeiten", also wohl in das Jahr **1788.**

25. „Schwärmerei (H. I. 57, Z. I. 416). 13 mal 6 meist fünftaktige (nur am Schluß der Strophe um 1 Takt verlängerte), trochäische Verse mit Schweifreim:

|: 5 w a :|
5 m b
|: 5 w c :|
6 m b

Das Metrum stellt also eine Variation einer Lieblingsstrophe des jungen Schiller dar, wie sie etwa in den Gedichten „Hektors Abschied", „Rousseau" und „Die Entzückung an Laura" vorlag.

A. Mit dem Metrum Schillers ziehen auch dessen weitausholende Perioden in H.s Dichtung ein: gleich die 1. Strophe besteht nur aus einer Reihe bedingender Nebensätze, die dem Hauptsatz der 2. Strophe vorausgehen, und die 4 Strophen von der 5. bis 8. werden durch lauter „daß"-Sätze syntaktisch zusammengehalten, die alle von dem voraufgehenden „Traurt ihr, Brüder!" abhängig sind. Zugleich läßt H. nun auch, wie Schiller, die Gefühle in dramatischer Weise einander ablösen und übersteigern: v. 13 f.: „Aber Stella! fern ist deine Hütte, nahe rauschen schon des Würgers Tritte"; v. 49 f.: „Aber weg! in diesem todten Herzen, bluten meiner armen Stella Schmerzen . ." usw.

B. Das Gedicht stellt den Wechsel der Gefühle dar, die den Dichter erfüllen würden, wenn er früh dahin gerafft würde und im Augenblick vor dem Tode noch einmal zu den Freunden spräche.

2	+ 8 +	3
(Einleitung)	2 + 4 + 2	(Schluß)

I. Str. 1 und 2: Der Dichter stellt sich vor, daß ihn in seiner Jugend der Tod hinwegnehme (1): er würde es ertragen im Hinblick auf die Freuden im Jenseits (2).

II. Str. 3—10: Trauer und Trost.

a) 3—4: Übergang zur wehmütigen Stimmung: er denkt an seine Geliebte, möchte sie nur einmal noch umarmen (3); die Freunde sollen ihr seine Lieder bringen — das einzige, was er schuf; ein großer Mann zu werden, ist ihm nicht gelungen. Noch einmal (wie am Schluß des ersten Strophenpaares) tröstet er sich im Gedanken an das Jenseits (4), aber dann bricht die Trauer doch durch:

b) 5—8 die Trauer, daß er sterben muß, ohne sich ein Denkmal gesetzt zu haben (5), daß kein Enkel, kein Jüngling, Mädchen, Mann oder Greis seiner am Grabe gedenkt (6—7), daß alle Träume von Unsterblichkeit ewig dahin sind (8). Dann aber kommt ihm ein Trost:

c) 9—10: eine ist ja, die um ihn trauern, ja, die das Leben ohne ihn nicht mehr ertragen wird, die Geliebte (9). So führt das Ende des Hauptteils wieder zu seinem Anfang zurück. Mit der Geliebten vereint wird der Dichter im Grabe den jüngsten Tag erwarten (10).

III. 11—13: Und nun erfüllt sich doch, woran der Sterbende vorhin (in Str. 6—7) zweifelte: der Jüngling wird die Schlummernden an ihrem Grabe preisen (11), das Mädchen wird um gleiches Los flehn (12), der Greis die beiden segnen (13).

Die Stimmung der Todestrauer erinnert ganz auffallend an Schillers „Elegie auf den Tod eines Jünglings", zumal auch die Verse ebenso gebaut sind wie dort und wörtliche Anklänge nicht fehlen, z. B. bei Schiller:

„Bruder, ach, in ewig tiefer Pause
Feiern alle deine Hoffnungen",

bei H.:
„Alle, alle meine Hoffnungen;"

auch ein Anklang an die „Kindesmörderin" von Schiller (gleichfalls in trochäischen Fünftaktern) verdient Erwähnung; dort:

„Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume . .
Weh! sie starben schon im Morgenkeime,
Ewig nimmer an das Licht zu blühn".

Hier:
„Daß die schönste Träume dieser Erden
Hin sind, ewig niemals wahr zu werden".

C. Das Gedicht ist datiert 1788.

26. „Hero" (H. I. 40, Z. I. 421). 12 mal 8 kreuzweise gereimte trochäische Fünftakter (nur der letzte Vers hat wieder einen Takt mehr);

|: 5 w a
5 m b :|
5 w c
5 m d
5 w c
6 m d

Im Gegensatz zu dem vorigen Gedicht ist dies nicht streng alternierend, sondern weist, der dramatisch erregten Stimmung entsprechend, viele Daktylen unter den Trochäen auf.

A. Stilistisch steht die schon von Grosch bemerkte Reminiszenz an Bürgers Lenore (v. 7: „ohn' ihn ist Alles Hölle") vereinzelt da; sonst ist überall Schiller wirksam. Monologe wie etwa derjenige Amaliens in den „Räubern" (IV. 4) sind also das Muster, besonders mit dem häufigen Aufpeitschen des Gefühls durch ein „Aber" oder „Ha!" Überhaupt wird die Dramatik dieses Gedichts durch eine bei H. sonst ungewohnte Fülle von Ausrufen unterstützt: Worte und Wendungen wie „Auf dann!", „Fort!", „Aber Himmel!", „Wehe!", „Nein!", „Aber weg von mir!", „Aber horch!", „Götter", „Grauen des Orkus", „Täuschende Furien!" bilden oft den Anfang einer Zeile.

B. 4 + 4 + 4 Strophen.

I. Erwartung bis zum größten Zweifel (Str. 1—4).

Str. 1: Situation: Mitternacht, alles schläft, Hero begibt sich ans Meer.

2.: Dort wartet sie auf den zaudernden Geliebten;

3: ihre Angst vor den Wogen.

4: diese Angst muß sie um den Jüngling erdulden — der ihr vielleicht schon die Treue gebrochen hat. — 1. Peripetie:

II. Vertrauen bis zum höchsten Glück (5—8).

5: Weg mit diesen Zweifeln! Hero wünscht nun im Gegenteil, ihr Geliebter möge sich nicht in die gefährlichen Wogen begeben;

6: sie hört voll Glück und Angst die Stimme Leanders,

7: sie will ihm entgegen, um mit ihm vereint zu sterben,

8: Leander naht: höchstes Glücksgefühl: sie spielt Verstecken! — Da die 2. Peripetie:

III. Verzweiflung bis zum heroischen Entschluß (9—12):

9: Schrecken der Erkenntnis, daß Leander tot,

10: wehmütige Betrachtung des toten Geliebten,

11: Ohne ihn kann Hero nicht mehr leben,

12: sie entschließt sich, ihm zu folgen.

Das Gedicht ist stofflich durch O v i d s Heroiden XVIII („Herus") angeregt, und auch in einzelnen Zügen, wie dem vorübergehenden Zweifel Heros an der Treue des Geliebten (v. 29 ff.), lehnt sich H. an das Vorbild an. Der stark d r a m a t i s c h e Charakter dieses Gedichts, der aus der Sprache wie der Anlage (zweimalige Peripetie) deutlich ist, wird besonders auch — in noch stärkerem Maße als in den „Büchern der Zeiten" — durch die Anmerkungen des Dichters betont: „sie kommt ans Meer", „leise", „sie hält ihre Leuchte über den Todten hin," „Sie weint heftig".

C. Datiert wie die „Schwärmerei" 1788.

27. „D e r K a m p f d e r L e i d e n s c h a f t". (H. VI. 206, Z. I. 419). 4 mal 8 kreuzweise gereimte, meist fünfaktige trochäische Verse:

|: 5 w a
5 m b :|
|: 5 w c
6 m d :|

Das Metrum unterscheidet sich von dem der „Hero" also einmal dadurch, daß nicht nur der Schlußvers selbst, sondern auch dessen Reimvers auf 6 Takte verlängert ist; dann aber vor allem dadurch, daß wir hier wieder regelmäßiges Alternieren haben wie in der „Schwärmerei".

A. Mit dem Pathos S c h i l l e r s gestaltet hier H. seine Liebesleiden; darin bildet das Gedicht den deutlichsten Gegensatz zu den Stellaoden des vorhergehenden Jahres 1787 und ihrer empfindsamen Sprache. Auch die Ausrufe und Anrufe, die kurzen Fragen und die Gefühlsübersteigerungen der „Hero", die alle echt Schillerisch sind, finden sich hier wieder: „Ras' ich ewig?", „O warum?" „Nein!", „Aber wie?", „Armer Heuchler!" „Weh" u. a.

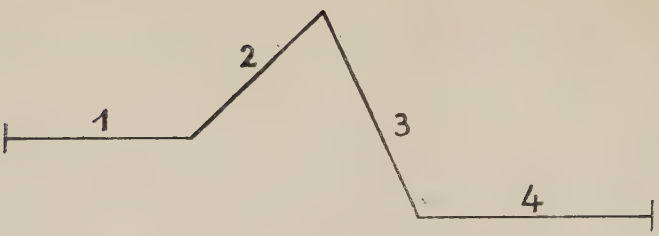
B. 3 Teile:

1 + 2 + 1

I. Str. 1 (die traurige Situation): vergeblich kämpft der Dichter gegen seine Leidenschaft. Ein solcher Kampf wird nun dargestellt:

II. Str. 2 und 3: (A u f b ä u m e n u n d Z u r ü c k s i n k e n): nicht um Mädchenmienen, sondern um die Freiheit will er geweint haben (2); aber sogleich muß er erkennen: das ist armselige Heuchelei; ihn schmerzt ja doch nur, daß seine Liebe nicht erwidert wird (3).

III. Str. 4: (Die S i t u a t i o n w i e a m A n f a n g, nur noch furchtbarer gezeichnet:) Dieser Schmerz läßt ihn nicht los, die Leidenschaft nimmt ihm alle Kraft.



Mit einzelnen Gedanken ähnelt das Gedicht auch im Inhalt einem Schillerschen: der „Freigeisterei der Leidenschaft" und ihrem Kampf der Seele, dem Unterliegen, der Raserei und den Höllenschmerzen.

C. Dies undatierte Gedicht H.s gehört in Versmaß und Stil, wie wir sahen, so eng zu den vorhergehenden, daß wir es sicher in das Jahr **1788** setzen und die drei Gedichte „Schwärmerei", „Hero" und „Der Kampf der Leidenschaft" als eine zusammengehörige Gruppe auffassen können.

28. „Reliquie von Alzäus" (H. I. 336, Z, V. 374), eine Übersetzung der bekannten drei Harmodioslieder aus Athenaeus XV, p. 695; die irrtümliche Überschrift stammt von H. selbst (s. H. I. 336). Das Versmaß des griechischen Liedes ist von ihm nachgebildet. Zum Vergleich sei die 1. dieser 3 zusammenhängenden Skolien im Original und in H.s Übertragung angeführt:

„'Εν μύρτου κλαδὶ τὸ ξίφος φορήσω
ὥσπερ 'Αρμόδιος καὶ 'Αριστογείτων,
ὅτε τὸν τύραννον
κτανέτην ἰσονόμους
τ' 'Αθήνας ἐποιησάτην.

Schmüken will ich das Schwérdt! mit der Mýrte Ránken!
Wíe Harmódios éinst, und Áristogíton
Da sie dèn Tyránen
Schlúgen, dá dèr Athéner
Gléicher Réchte Genósse wárd".

Im ganzen: 3 mal 5 meist trochäisch-daktylische Verse; aber auch den anapästischen Auftakt des 3. Verses hat H. im Deutschen beibehalten. Im 1. Verse der Mittelskolie wahrt er sich die Freiheit der deutschen Metrik, die Füllung eines Taktes nach seinem Sinngehalt zu regeln, und läßt deshalb im Gegensatz zum griechischen Text den Vers mit einer inhaltsschweren Hebung schließen:

„Φίλταθ' 'Αρμόδι, οὔ τί που τέθνηκας."
„Líebster Hármodiòs du stárbest nícht!".

Inhalt dieser drei Liedchen:

I. Ich will das Schwert schmücken wie Harmodios und Aristogeiton, als sie in Athen die Tyrannis mit Gewalt beseitigten und die Demokratie herstellten[1]).

II. Anrede des Harmodios: Du bist nicht gestorben, sondern mit den alten Helden der Sage (Achill und Diomedes) auf den Inseln der Seligen.

III. (Variation von I.): Ich will das Schwert schmücken wie Harmodios und Aristogeiton, als sie bei den Panathenäen den Tyrannen Hipparch ermordeten.

Die Wahl gerade dieses Stückes durch H., das in Athen an Bedeutung fast einer Nationalhymne gleichkam, ist sehr bezeichnend für seine tyrannenfeindliche und freiheitliche Gesinnung, die sich schon, wie wir sahen, in den Gedichten „Die Demuth", „Die Ehrsucht" und „Die Bücher der Zeiten" äußerte. Die Übersetzung wird in die Maulbronner Zeit fallen, 1787 oder 1788; doch läßt sich Genaueres nicht sagen.

Bei dieser Gelegenheit seien auch noch zwei andere Übersetzungen H.s, wohl gleichfalls aus seiner Maulbronner Zeit, erwähnt, die, obwohl in Prosa abgefaßt, doch für H. als Dichter sehr wichtig sind.

28 a. „Homers Iliade. Erster Gesang" (H. VI, 79, Z. V. 57) und „Die zweite Rhapsodie" (H. VI. 102, Z. V. 80), eine Übersetzung des 1. Buches der Ilias und eines Teiles des 2. (v. 1—493, d. h. bis zum Schiffskatalog ausschließlich). Das Interessante an dieser Übersetzung ist, daß sie zwar in Prosa geschrieben ist, daß aber der daktylisch-trochäische Rhythmus deutscher Hexameter dauernd hindurchklingt, ja daß sich viele tadellose Hexameter in der Übersetzung finden, z. B. (H. VI. 88, Z. V. 66):

„Dieser redete redlichen Sinnes also mit ihnen:
Götter! solch ein Jammer kommt über die Länder der Griechen".

28 b. „Leander an Hero. Aus dem Ovid" (Z. V. 99), die Prosaübersetzung des in Hexametern abgefaßten Briefs des Leander an Hero, Ovids Heroiden XVII, v. 1—116. Den bei Ovid folgenden Brief Heros an Leander hatte H., wie wir sahen, zu einem Gedicht „Hero" benutzt; hier haben wir Prosa, aber auch hier wieder — wie in der Übersetzung aus Homer — rhythmische Prosa: alles läßt sich in zweiteilige Takte mit daktylisch-trochäischem Rhythmus auflösen.

---

[1]) bekanntlich eine Fälschung der geschichtlichen Tatsachen.

Einige vollendete Hexameter seien auch hier zitiert:
(Z. V. 100:)
„Aber mein Flehn ist umsonst; er murrt, indess ich so bitte",
(S. 101:)
„Blind ist, o Luna, dein Licht, wenn, was ich sage, dir falsch deucht."
(S. 102:)
„prangend breitet' ich aus vor deinen Augen die Arme."
Diese beiden Übersetzungen H.s aus griechischer und lateinischer Dichtung beweisen, wie mühelos ihm die rhythmische Formung der Sprache gelang, ja wie takthaltige Rede sich ganz von selber bei ihm einstellte, wenn (wie hier bei der Übersetzung) wirkliche Verse seine Gedanken beschäftigten.

29. „Die Unsterblichkeit der Seele" (H. I. 22, Z. I. 401). 30 alkäische Strophen, also das Versmaß, das zuletzt in dem Gedicht „Mein Vorsatz" angewandt war.

A. Der erhabne Stil Klopstocks herrscht in dieser Ode — bis auf eine mit dem Inhalt zu besprechende auffallend abweichende Stelle — in aller Reinheit: „In deiner Klarheit dich zu denken, wenn du zu Gott Dich erhebst, o Seele" (v. 23 f.); „wann du ... in großen Momenten zu deinem Urstoff empor Dich schwingst" (v. 90 ff.); „Wie Schimmer Eloas Haupt umschwebt der Umkreis Deiner Gedanken Dich" usw. (v. 93 ff.); all das viele „Jauchzen" und „Jubeln" und „Beben" und „Grauen"; und endlich die typischen Pluralia von Verbalsubstantiven auf -ung: Schöpfungen, Ahndungen, Vernichtungen, Verwesungen, Betrachtungen, Himmelsentzückungen.

B. Der Bau der Ode ist dreiteilig; Anfangs- und Schlußpartie sind gleich lang abgesehen von der 1. Strophe, die sich deutlich gegen alle übrigen abhebt, da sie nicht gedanklichen, sondern situationsbeschreibenden Inhalt hat.

Str. 1: Einführung in die Situation: Der Dichter steht des Morgens auf einem Hügel.

I. Str. 2—6: Einleitungspartie von fünf Strophen: die Überlegenheit der Seele über die Natur wird behauptet:

a) Die Natur besiegt die Grauen der Nacht, die Seele aber der Vernichtung Grauen (2—4);

b) die Natur ist schön, die Seele aber schöner (5) und erhabener (6).

II. Str. 7—25: Hauptpartie von 19 Strophen: Die Überlegenheit der Seele über die Natur wird bewiesen:

a) 7—18: erster Hauptteil von 12 Strophen: die jetzt sich so stolz gebärdenden Naturkräfte werden dereinst vernichtet werden: die Eiche (7), die Felsen (8—9), der Sturm (10—11), das Meer (12—15), die Sonne (16—18).

Überleitungsstrophe 19: die Seele muß sich vor dem Grauen all dieser Vernichtungen zu ihrer eigenen Unsterblichkeit flüchten.

b) 20—25: zweiter Hauptteil von 6 Strophen: die Seele ist im Gegensatz zu jenen Naturdingen ewig (20). Schon jetzt ist sie so erhaben, wenn sie sich in großen Augenblicken vom Erdentand löst (21—24); wie wird sie erst werden, wenn sie auf ewig vom Erdentand befreit ist (25)!

III. Str. 26—30: Schlußpartie von 5 Strophen: letzte Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele werden beseitigt:

a) Weg mit den Zweifeln; denn wäre die Seele nicht ewig, so wären alle Forderungen der Moral hinfällig (26—28);

b) die Seele ist aber ewig: das ist die stolze Gewißheit, mit der die Ode schließt (29—30).

Einmal ist der Grundgedanke dieses Gedichts im Anklang an Klopstocks „Zürchersee" formuliert; heißt es dort: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht, das den großen Gedanken deiner Schöpfung noch einmal denkt", so hier bei H. (Str. 5):

„O ihr seid schön, ihr herrliche Schöpfungen!
Geschmükt mit Perlen blizet das Blumenfeld;
Doch schöner ist des Menschen Seele,
Wenn sie von euch sich zu Gott erhebet".

Doch größere Einwirkung noch hat eine Ode von Karl Heinrich Heydenreich „Die Zeit" gehabt, die im Göttinger Musenalmanach auf 1787 erschien und aus alkäischen Strophen besteht wie H.s Ode. Die Unsterblichkeit ist es in beiden Gedichten, die über eine andere Gewalt triumphiert: bei H. über konkrete Dinge der Schöpfung (Eiche, Felsen usw.), bei Heydenreich über den „brausenden Strom der Zeit". Die lebhafte direkte Anrede, die stolzen Worte, die jenen dennoch unterlegenen Gewalten in den Mund gelegt werden, sind beiden Oden gemeinsam, endlich sei auf einen wörtlichen Anklang hingewiesen, bei Heydenreich v. 21 f.:

„An Gottes Sonnen schlag' ich die wilde Flut,
Und sieh! ihr ew'ger blendender Glanz erlischt";

bei H. v. 69 f.:

„Und doch, o Sonne! endet dereinst dein Lauf,
Verlischt an jenem Tage dein hehres Licht."

In dem Augenblick des Zweifels gegen Schluß der Ode aber redet weder Klopstock noch dieser Almanachdichter Heydenreich durch H., sondern Schiller; besonders der Satz „so mag das Mitleid zu Tigern fliehn, zu Schlangen Gerechtigkeit" ist nur eine Variation der Worte Karl Moors zu Amalia (V. 2):

„Das Erbarmen ist zu den Bären geflohen".

C. Wir können beobachten, daß H. sich mit dieser Ode sehr gemüht hat: 2 Fassungen gehen der besprochenen endgültigen voraus: ein Gedicht „Die Seele", das H.s späterer Freund Magenau in einem Brief vom 10. Juli 1788 an ihn (H. VI. 213, Z. V. 405) auf Bitten des Dichters bespricht, und zweitens „Die Größe der Seele", deren vom endgültigen Text abweichende Lesarten Seebaß in H. I. 347 mitteilt. Nun lesen wir, daß H. im Briefe Nr. 23 an Nast (vom 15. September 1788, wie ich erschloß) freudig berichtet: „O Bruder! Bruder! warum mirs wirklich so wohl ist! — weil ich vorgestern etwas vollendet hab', davon mir so manches Duzend Tage lang der Kopf glühte. —" Nur die „Unsterblichkeit der Seele" hat unter den Gedichten dieser Zeit zugleich einen solchen Umfang und einen solch bedeutenden Inhalt, daß eine derartige Äußerung darüber verständlich wäre; und da wir nun, wie gezeigt, auch noch das im Briefe erwähnte außerordentliche Mühen verfolgen können, scheint es mir sicher, daß es eben die Ode „Die Unsterblichkeit der Seele" war, an der H. im Sommer 1788 mit glühendem Kopfe gearbeitet hatte und die er am 13. September 1788 glücklich zu Ende brachte.

30. „Auf einer Haide geschrieben" (H. I. 20, Z. I. 399). 33 Hexameter, das Versmaß der Idyllen Vossens, aber ganz ohne die Tonbeugungen, deren sich sowohl Klopstock wie Voss in reichem Maße schuldig machen: H. versteht es gleich bei dem ersten Versuch (die völlig vom „Messias" beherrschten Adramelech-Verse, Nr. 9, können wir beiseite lassen), das antike Versmaß des Hexameters einzudeutschen, sowie er auch vorher schon die Odenmaße leicht und schön bewältigt hatte.

A. Das Metrum wirkt sich gleich in sehr auffallender Weise auf den Stil aus: eine Menge adjektivischer oder partizipialer Beiwörter hat in dem weiten Raum der Hexameter Platz gefunden, besonders im vorletzten Versfuß: „seelige Stunde", „einsamen Haide", „schattigten Eiche",

„statlichen Reihen", „eisernen Vorzeit", „schwarzen Gebüsche", „alternden Türme".

B. Eine Landschaftsstimmung leitet über zur seelischen Stimmung des Dichters. Daraus ergibt sich folgende Dreiteilung: (I) eine Landschaft; (II) dort ein großes Erlebnis, das (III) die seelische Stimmung entscheidend beeinflußt.

I. v. 1—15: Die Landschaft: a) beglückte Ankunft auf der hochgelegenen Heide (1—7), b) deren Schilderung mit ihren 1000 jährigen Eichen (8—15).

II. v. 16—19: ein Erlebnis: vorüberwandelnde Hirsche.

III. v. 20—33: Die Auswirkung auf die Stimmung: a) der menschenhassende Trübsinn ist verschwunden (20—21); b) die Höflinge mögen nur dort unten in ihren Mauern des Elends und des Trugs bleiben (22—30); c) alle edlen Männer aber wünscht sich der Dichter herbei, um mit ihnen hier der Freundschaft Hütten zu bauen (30—33).

Der Schluß ist, wie man sieht, eine deutliche Anspielung auf die bekannten Schlußworte des „Zürchersees" von Klopstock.

Die Grundstimmung dieser Elegie ist von Ossian her zu H. gekommen: die Eichen, unter denen „schon lange gefallene Helden der eisernen Vorzeit" schlummern, der Ruf „bleibe ferne! Störer des Sängers!" (vgl. Ossians „Krieg von Inis-thona"[1]): „Bleibt in der Fern', ihr Söhne der Jagd! verstöret meine Ruhe nicht"), das „hochgeweihete Hirschheer", das langsam vorüberwandelt, und überhaupt die Szenerie des Gedichts: die einsame Heide — all das ist ossianisch.

C. Diese Elegie ist zwar in der Hs. 1787 datiert, doch zeigte schon Lehmann (S. 93), daß sie erst nach Magenaus erwähntem Brief vom 10. Juli 1788 gedichtet sein wird, da dort das Beiwort „1000 jährig" statt „hundertjährig" für Eichen vorgeschlagen wird (anläßlich der Kritik der „Seele"), in der Heideelegie aber schon die „tausendjährigen Eichen" vorkommen (v. 12). Somit dürfte dieses Gedicht in den Spätsommer 1788 fallen.

31. „An Luise Nast" (H. I. 56, Z. I. 436). 2 mal 6 Verse in freien Rhythmen, reimlos, mit 2—3, auch 4 Takten, die oft daktylisch gefüllt sind.

1. Strophe: Leiden — Diesseits,
2. Strophe: Freuden — Jenseits.

---

[1]) in der wahrscheinlich von H. benutzten Ausgabe J. W. Petersens „Die Gedichte Ossians neuverteutschet", Tübingen 1782, S. 152.

1. Die Liebenden können nicht getrennt werden durch Stürme, Leiden, äußere Entfernung, — ja selbst nicht durch den Tod.

2. Damit ist die Überleitung zur andern Strophe gegeben: Nach dem Tode, im seligen Jenseits, wird ihre gegenseitige Treue in der Freundschaft belohnt werden. H.s alter Lieblingsgedanke von der Hoffnung auf das Jenseits ist hier, wie in der Ode „An Stella" und wie in der „Schwärmerei", mit den Leiden seiner Liebe verknüpft. In der hohen, religiösen Auffassung der Liebe gleicht H. seinem Meister Klopstock, an dessen Ode „An Fanny" hier wieder zu erinnern ist; in der 2. Strophe nennt er Louise „Freundin" und ihre Liebe „Freundschaft".

Das Gedicht muß zum Abschied von Maulbronn und damit auch von der Geliebten im Herbst (Ende September) 1788 verfaßt sein.

32. „Die Tek" (H. I. 56, Z. I. 425), Elegie in 88 Hexametern.

A. Die versabschließenden Substantive mit adjektivischen oder partizipialen Beiwörtern finden sich auch in dieser Elegie wieder, wie in dem Heidegedicht: „im stolzen Gefühle", „im edlen Gefühle", „des dankenden Herzens", „den moosigten Mauren", „denkendem Auge", „redliche Auge", „statlicher Fehde", „wütende Säbel", „stolze Gebirge", „trozende Felsen", „biedere Sitte", „traulicher Handschlag" usw. usw.: wir sehen zugleich aus diesen Beispielen, wie H. sich die kräftig-herzhafte Ausdrucksweise der für Deutschtum und Freiheit begeisterten Göttinger Dichter zu eigen gemacht hat.

B. Das Interessante ist nun, daß diese Elegie den gleichen Bau zeigt wie die viel kürzere Heideelegie:

I. v. 1—16: Die Landschaft: a) beglückte Ankunft auf dem Traubenhügel (1—6); b) dessen Schilderung sowie die des herbstlichen Lebens dort oben: der Weinlese (7—16);

II. v. 17—41: ein Erlebnis: der gegenüberliegende Berg, die Teck, regt die Phantasie des Dichters an, sich in frühere Zeiten zu versetzen, da einst ein Fürst dort oben wohnte, der das stolze Gebirge verlassen wollte, bis er dreimal im Kampfe gesiegt hätte;

III. v. 42—88: die Wirkung dieser großartigen Landschaft auf die Stimmung: a) die Seele wird erhoben, (wie es sich an dem Fürsten zeigte) (42—44); b) aber sie erinnert sich dabei auch der Niedrigkeit der Zeitgenossen (45—69); c) dann aber gedenkt der Dichter auch der wenigen Edlen, die es doch noch gibt, und wünscht sie sich

herbei (70—78) in die „Lieblichkeiten" dieses Abends: das ist der Übergang zu d) einer idyllischen Darstellung der abendlichen Landschaft, wodurch das ganze Gedicht, das mit der Einführung in die Landschaft begann, abgerundet wird (79—88); in der Heideelegie ist davon nur eine Andeutung da in den Schlußworten „auf meiner einsamen Haide".

Hier sei noch einmal der Parallelismus im Aufbau der beiden ersten Jugendelegien H.s anschaulich gemacht:

Heideelegie	Beglückte Ankunft	Die Teck
I. a) v. 1—7	auf der Höhe	v. 1—6
b) 8—15	Schilderung der Landschaft	7—16
II. 16—19	das Erlebnis	17—41
III.	dessen Wirkung:	
a) 20—21	Hochgefühl	42—44
b) 22—30	Verachtung der Gemeinen	45—69
c) 30—33	Sehnsucht nach den Edlen	70—78
d) 33	Und wieder: die Landschaft	79—88

Die breitere Darstellung in der „Tek" kommt also erstens dem Erlebnis selbst zugute, das in einer Art historischer Vision besteht, zweitens dem Erguß über die nichtswürdigen Zeitgenossen und drittens der Abrundung des Ganzen durch deutliche Rückkehr zum Ausgangspunkt; der poetischen Wirkung ist aber wenigstens die zweite Ausweitung nicht vorteilhaft; die Heideelegie wirkt geschlossener, einheitlicher in der Stimmung als die „Tek".

Die entscheidende Anregung zu diesem Gedicht ging von Matthissons bekannter „Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben" aus, wie schon andere hervorgehoben haben; doch schließt sich H. nur in der Art, wie er sich eine jetzt verfallene Burg mit den Gestalten der Vergangenheit bevölkert vorstellt (v. 17—41), an Matthisson an — gar nicht in der Tendenz. Die Einleitung ist in beiden Gedichten idyllisch. Wie dann bei Matthisson der greise Krieger seinen Sohn zu Heldentaten in die Welt hinausschickt und ihm zuruft: „Kehre nimmer, oder kehr' als Sieger!", so schwört bei H. der ausziehende Fürst, Heimat und Weib zu verlassen, „biss ich dreimal gesiegt im Kampfe des Bluts und der Ehre". Die heutige Öde der Gegend mit Uhugeheul und Disteln ist bei H. ähnlich wirksam der lebendigen Vergangenheit gegenübergestellt wie in dem Vorbild. Doch während Matthisson schwermütige Gedanken von der Vergänglichkeit alles Irdischen daran schließt, will H. nun, der von der Deutschtumsbegeisterung der Göttinger erfaßt ist, „des Aus-

lands häßlich gekünstelte Affen", die „hirnlos hüpfende Puppen", „der deutschen Biedersitte Verächter" hergebracht haben, damit sie die Erhabenheit des Gebirges erleben. Ossianische Gestalten tauchen dann auf (v. 58):

„Wehe! wehe! so flüstern im Sturme die Geister der Vorzeit ...".

Dann aber, bei der Erinnerung, daß noch „nicht ausgetilget aus Suevia redliche biedere Sitte" (III c), zitiert H. wieder, wie an der gleichen Stelle in der Heideelegie, Klopstocks „Hütten der Freundschaft", die er dann noch mehrmals anführt, zweimal bezeichnenderweise in der erweiterten Form „Hütten der biederen Freundschaft", womit die Elegie auch schließt; und auch der bei Klopstock im „Zürchersee" vorausgehende Vers „Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt" wird von H. hier verwandt (v. 76):

„O ihr, die ihr fern und nahe mich liebet, Geliebte!"

Der Schluß der Elegie ist idyllisch in der Art Vossens; wie in dessen „Heumahd" spielt der fröhliche Junge dem lauschenden Mädchen ein Lied.

C. Der erlebnisgestaltende Charakter des Gedichts macht es sicher, daß es 1. im Herbst und 2. während eines Aufenthaltes in Nürtingen bei den Seinigen verfaßt ist; denn die Ruine Teck ist nicht weit von Nürtingen entfernt. Da ferner auch hier wieder die „tausendjährigen Eichen" vorkommen (v. 29. 39), die Magenau in seinem Briefe empfahl, wird auch diese Elegie wie die vorige nach dem 10. Juli 1788 liegen. Wir haben demnach „Die Teck" in die Tage zu legen, die H. — zwischen letztem Maulbronner und erstem Tübinger Semester — daheim in Nürtingen verbrachte: in den Oktober 1788.

33. „Männerjubel" (H. I. 30, Z. I. 437). 13 alkäische Strophen.

A. Wie im Versmaß, so ähnelt insbesondere im Stil diese Ode auffallend der „Unsterblichkeit der Seele" (Nr. 29). Wieder herrscht Klopstock durch den größten Teil des Gedichts: „Die du den Dreimalheiligen am Anbeginn umstraltest und umstralen wirst am Tage der ernsten Gerichtsposaune"; „heiliger Überrest aus Edens Tagen"; „zu schauen den Anfang Deiner Erhabenheit"; „ihr fernen Glanzgefilde des Uranus". Wieder bilden einige Strophen gegen Schluß, die sich besonders an Schillers Sprache anlehnen, eine auffallende Ausnahme; und wieder herrscht ganz am Schluß unbeschränkt Klopstock, vgl. in der „Unsterblichkeit der Seele":

„So singt ihn nach, ihr Menschengeschlechte! nach,
Myriaden Seelen singet den Jubel nach —"
und hier im „Männerjubel":
„Drum tönet, tönet, tönet den Jubel nach . . ."

B. 3 Teile:

4 + 4 + 4 Strophen,

dazu als Abschluß eine Strophe, die nur eine Wiederholung der fünften ist.

I. Str. 1—4: Preis der drei „Geisterkräfte", die nacheinander angeredet werden: Gerechtigkeit (1), Freiheit (2), Vaterlandsliebe (3); zusammenfassender Preis ihrer Erhabenheit (4).

II. 5—8: Jubel der Männer, die deren würdige Söhne sind: Wir sind es! (5). Erläuterung: einen Funken von ihnen senkte einst Gott in unser Herz (6—7). Überleitung zum Schlußteil: aus dieser Sohnschaft ergibt sich unsere Wonne, unser Stolz — und unsere Bereitschaft zu allen Leiden (8).

III. 9—12: Schilderung der möglichen Leiden, die um der Gerechtigkeit, Freiheit und Vaterlandsliebe willen gern getragen werden: a) wir selbst als Verfolgte, — die Despoten, die Massen des Pöbels, die Pfaffen als Verfolger (9—10); b) unsere Kinder als Verfolgte, — die „wilden" Menschen und die wilden Tiere als deren einzige Zuflucht (11—12).

Schlußstrophe 13: nimmt die beherrschende Stimmung des Gedichts (Jubel des 2. Teiles) mit der Anfangsstrophe dieses Teiles (Str. 5) wieder auf.

Die Grundhaltung der beiden ersten Teile dieser Ode ist die feierlicherhabene Stimmung Klopstocks; die des letzten Drittels dagegen der Haß gegen Despoten, Pöbel und Pfaffen, wie er H. als jungen Stürmer und Dränger, seit der „Demuth" und „Ehrsucht" zuerst äußerlich sichtbar, erfüllt. So wundern wir uns ebensowenig wie im Falle der „Unsterblichkeit der Seele", daß auch hier wieder über den Stil hinaus auch die Vorstellungen in den betreffenden Strophen ganz Schillerisch sind, vgl. die wilden Tiere und die Kannibalen der 11. Strophe besonders mit den „Räubern" (IV. 5).

C. Die erwähnten Parallelen zur „Unsterblichkeit der Seele" bestimmen mich, diese nicht sicher datierte Ode noch in das Jahr **1788** zu legen.

34. Die heilige Bahn (H. I. 27, Z. I. 440). 6 mal 4 Verse (dazu noch 3 Verse einer unvollständigen Schlußstrophe) in einem nicht, wie bisher angenommen, von H. selbst geschaffenen, sondern mit geringen Veränderungen

von Friedrich Leopold v. Stolberg übernommenen Odenmaße. Stolberg gebraucht es in seinem Gedicht „Mein Vaterland".

Stolberg	Hölderlin
∪—∪— ∪ —∪∪—	∪—∪— ∪ —∪∪—
∪—∪— ∪ —∪∪—	—∪∪— ∪—∪∪—
—∪∪—∪∪—∪	—∪∪— ∪∪—∪—∪
—∪—∪∪—∪∪	—∪—∪∪—∪—∪

H. hat also nur das choriambische Element der Strophe noch verstärkt (im 2. Verse) und die beiden letzten Verse um einen Trochäus bzw. um eine Senkungssilbe verlängert. Da bei H. das Maß auch völlig eingedeutscht ist (es endigt nicht mehr mit einer Silbe, die anceps ist, wie das Stolbergs), können wir es auch in unser gewohntes Schema bringen:

x|x́ x	x́ x	x́ ∪∪	x́ ∧
|x́ ∪∪	x́ 'x	x́ ∪∪	x́ ∧
|x́ ∪∪	x́'∪∪	x́ x	x́ x
|x́ x	x́ ∪∪	x́ x	x́ x

H. hat hier mit sicherem Blick die für die Stimmung seines Gedichtes passende Strophe ausgewählt. Besonders die choriambischen Kola (|x́ ∪ ∪|x́) geben dem begeisterten Schwung des Gedichts dauernd neuen Auftrieb: „heilige Bahn", „herrlicher Blik", „diese geh' ich??", „prächtig gerad", „Purpur umfließt", „blendend er glänzt", „feurigen Lauf", „rennenden Gangs", „mutig hinan!"

A. Die Sprache dieser Ode, die ich als eine der schönsten des jungen H. ansehen möchte, zeigt eigene Schöpferkraft wie nur bisher die Ode „Mein Vorsaz". Anregend ist z. T. die ossianische Landschaftsdarstellung, wie in der 5. Strophe:

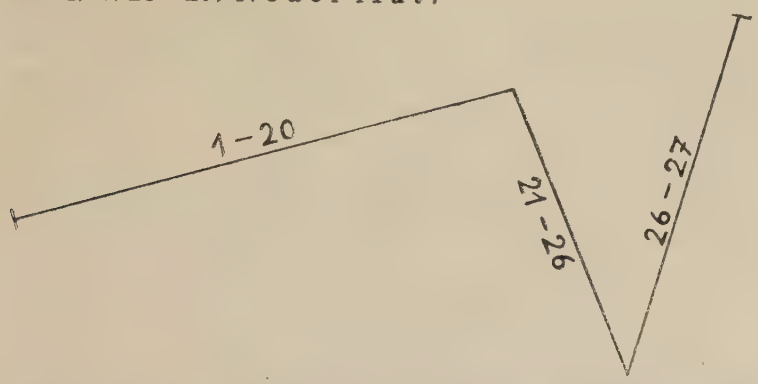
„Waffengeräusch rauschen seine Tritte
Über alternde Wolkenfelsen".

B. Die Bauweise dieser Ode ist derjenigen in „Mein Vorsaz" ähnlich, aber vereinfacht: ein geradliniger Aufstieg in starkem Sforzando bis zur 5. Strophe (v. 20); dann Ermatten und neue Selbstaufrichtung bis zum Schluß.

I. v. 1—20: immer rascher werdender Aufstieg zu Mut und Begeisterung: zuerst vorsichtige, noch zweifelnde Frage nach der „heiligen Bahn" (1—4); dann deren anschauliche Schilderung (5—8); dann Preis des Aristoteles, der den Richtstuhl an der Pforte der Bahn innehat (9—14); endlich, immer rascher und hingerissener, der Lauf der Bahn selbst im Bilde großartiger Naturerscheinungen geschaut (14—20).

II. v. 21—26: Ermatten: Der Dichter sieht sich einem von allen bewunderten Großen gegenüber unterlegen.

III. v. 26—27: Neuer Mut:



Stolbergs Vaterlandsode, von der H. das Versmaß nahm, hat ihn auch inhaltlich beeinflußt.

Stolberg beginnt:

„Das Herz gebeut mir! Siehe, schon schwebt
Voll Vaterlandes, stolz mein Gesang".

Und dann geleitet der Dichter sein Lied in eine kühn ausgemalte Landschaft wie H. Eine ähnliche Beschwingtheit vom Anfang bis zum Schluß ist in beiden Gedichten.

C. Diese Beschwingtheit war schon in den Oden „Die Unsterblichkeit der Seele" und „Männerjubel"; aber dort waren die Worte eher schallend als von innerer Kraft erfüllt; erst hier haben wir wirklich ästhetischen Genuß. Ich möchte die „Heilige Bahn", die nicht datiert ist, in die Nähe jener beiden Oden legen, also auch noch in das Jahr 1788.

35. Gustav Adolf I. (H. I. 72, Z. I. 460). Von diesem Gedicht ist nur das Ende erhalten: 30 reimlose Verse, in regellosem Wechsel 5-, 6-, auch 4-hebig und bald mit männlichem, bald mit weiblichem Schluß, mit regelmäßigem Auftakt. Die Takte sind in dem ersten Teil des Gedichts, der eine Schlacht schildert, der erregten Stimmung entsprechend frei in der Füllung, vielfach dreisilbig; im 2. Teil dagegen gibt es nur zwei silbige Innentakte.

A. Stilistisch ist das Gedicht ein merkwürdiges Konglomerat von Schillerschen Kraftausdrücken (Angstgeheul, Menschenwürgerin, Todeswüsten u. a.) und von Klopstocks andächtigem Stil („So spricht Jehovah, und die Myriaden Versammelter erheben ihre Häupter ... und jubeln: Amen! herrlich ist sein Lohn".)

B. Die erhaltenen 30 Verse zerfallen in zwei Abschnitte zu 13 und 17 Versen:

I. v. 1—13: Gustav Adolf und seine Gegner in der geschichtlichen Vergangenheit, dargestellt an einer Schlacht.

a) 1—5: Gustav Adolf und seine Gegner bis zur Schlacht: der grimmige und drohende Lärm der Gegner (1—2), auf der andern Seite das stille Sinnen und die rasche Tat Gustavs (3—5);

b) 6—13: die Gegner am Ende der Schlacht: ihre gänzliche schmähliche Niederlage.

II. v. 14—30: Gustav Adolf am Tage des künftigen Weltgerichts.

a) 14—16 der Tag des Weltgerichts wird einst von Gustav Adolf zeugen.

b) 17—26: Preis Gustavs durch Jehovah in der Versammlung der Heerscharen: die Übeltaten der Feinde gegen die Protestanten (18—23), Gustavs Hilfeleistung (24—26);

c) 27—30: die Versammelten stimmen ein in Jehovahs Schlußworte: „Herrlich sei dein Lohn!".

Dieses Gustav-Adolf-Gedicht ist das erste einer Gruppe, die unter dem Zeichen der Heldenverehrung steht, der ersten Tübinger Gruppe (Ende 1788 bis Ende 1789). Zwei Momente in diesem Gedicht sind Klopstock entlehnt:

einmal v. 3—5:

„Doch wenig Stunden sann um Mitternacht der Held,
Vollbrachte mit stürmender Hand, was er sann,
Am geflügelten Tag".

Das stammt aus Klopstocks Bardengesang „Hermann. (Durch die Barden Werdomar, Kerding und Darmond)" v. 81 ff.:

„In Hermanns heißer Seele war
Lang' ein größerer Gedanke!
Um Mitternacht, bei dem Opfer Thors, und dem Kriegsgesang
Bildet' er sich in ihr, und schwang sich entgegen der Tat!".

Der andere Moment ist derjenige, der dem gepriesenen Helden mit den Worten „Weh' dir, Eroberer" wie Klopstock in seiner Ode „Für den König" (schon einmal, anläßlich der Franziskaode, wurde diese Stelle herangezogen) sein schlimmes Gegenbild entgegensetzt.

C. Da aus dem Brief H.s an Neuffer (Nr. 27) hervorgeht, daß H. damals — um Ostern 1789 — schon auf eine etwas zurückliegende Zeit sieht, in der er mit Gedichten

an Gustav Adolf beschäftigt war, möchte ich dieses, das am unvollkommensten von den erhaltenen ist, eben in jene Zeit, also vielleicht etwa Ende 1788, setzen.

36. Schwabens Mägdelein (H. I. 54, Z. I. 451). 11 mal 4 kreuzweise und stets einsilbig gereimte jambische Viertakter:

|: A 4 m a
A 4 s b :|

A. Diesem volkstümlichen Metrum entspricht der volkstümliche Stil, in dem sich H. an Schubart anlehnt; auf die Ähnlichkeit mit dem Anfang von Schubarts „Schwabenlied" (1788) hat schon Seebaß (H. I. 351) hingewiesen; vgl. bei H.:

„So lieb wie Schwabens Mägdelein
Giebts keine weit und breit",

und Schubart:

„So herzig wie die Schwaben
Gibts halt nichts weit und breit".

Aber nicht nur diese volksliedhaften Klänge kommen hier durch Schubart in H.s Dichtung, auch der moderne „Minnesang" eines Hölty, Voss und Bürger hat zu ihm einen Weg gefunden: „mein Trauter", „die süße Minne", „die Minne treu und rein", und, wohl aus Bürgers „Elegie" übernommen, die „Holdin" und die „Herzenskönigin" (die herzen küneginne des alten deutschen Minnesangs). Der Dichter scheint sich übrigens hier mit besonderem Vergnügen in den Worten mit h-Anlaut zu tummeln, z. B. besonders auffallend in der vorletzten Strophe: „Wes Herz die Holden nicht verehrt, der höre meinen Hohn . . .".

B. Das Gedicht ist ein Bekenntnis zur Freude an den Mädchen seiner Heimat und darum auch an der „Minne"; jenes ist in der ersten, dieses in der letzten Strophe zusammengefaßt, und im kausalen Zusammenhang trifft sich beides in der Mittelstrophe (6):

1 + 4 + 1 + 4 + 1

Von den dazwischenliegenden Strophen preist der erste Teil in vier Strophen die Geliebte des Dichters im besonderen, der zweite in ebensovielen Strophen die Schwabenmägdelein im allgemeinen.

Auch inhaltlich sind volkstümliche Gedichte Schubarts wie „Die braune Liese" H.s Vorbild.

C. An Neuffer schrieb H. um Ostern 1789 (s. Brief Nr. 27): „Zu der schönen Melodie hab' ich gleich nach der Vakanz ein Liedchen gemacht".

Schon längst wurde diese Stelle auf „Schwabens Mägdelein" bezogen; dies Gedicht wird also gleich nach Beginn der Osterferien, also etwa Ende März 1789, verfaßt sein.

37. „Gustav Adolf" II (Teile I und II: Z. V. 337; Teil III: H. I. 338, Z. V. 338; Teil IV: H. I. 68, Z. I. 453).

Hymne aus 74 Versen in freien Rhythmen von sehr verschiedener Länge (2—5 Takten); auch die Taktfüllung schwankt zwischen 1 und 3 Silben, letztere sind sehr häufig, wodurch das Versmaß sehr lebendig wird; Auftakt ist stets außer an besonders markanten Stellen (z. B. Am Anfang des Ganzen: „Kómmt, ihr Kínder von Téut", und in den mit „Dank" beginnenden Versen des Schlußteiles).

A. Der Stil der Hymne sowohl Stolbergs wie Schubarts ist hier wirksam. An Stolbergs „Freiheitsgesang aus dem 20. Jahrhundert" besonders lehnt sich H. mit der Kampfesschilderung und mit dem Bestreben, durch Wiederholungen und Variationen Effekte zu erzielen, an; man vergleiche H. v. 29 ff.

„Und Blut der Räuber floß,
Und Blut der Witwenmörder,
Und Blut der Schänder der Freiheit floß",

mit den Versen Stolbergs (v. 27 ff.):

„Der Tyrannen Rosse Blut
Der Tyrannen Knechte Blut,
Der Tyrannen Blut!"
Der Tyrannen Blut!"

Im Tone Schubarts ist der Dank an Gustav im Schlußteil:

„Dank dem Retter der Freiheit!
Dank dem Richter der Witwenmörder!
Dank dem Sieger bei Lipsia!
Dank dem Sieger am Lechus! . . .
Dank und Ruhm dem Erwäger des Rechts,
Dem Feind des Erobrers, dem Hasser des Stolzen . . .
Dank und Ruhm und Heil dem Schützer des Frommen,
Dem Trokner der Märtyrerstränen,
Dem Steurer der Pfaffenwuth."

Vgl. Schubarts „Blick ins All":

„Dankt's Ihm, dem Geber des Lichts!
Dankt's Ihm, dem Bilder des Ohrs . . .
Dankt's Ihm, dem Schöpfer der neuen Bewegung!"

Wir sehen, wie H. dem Vorbild auch in der Beziehung folgt, daß er aus jedem Verbum nach Belieben ein Nomen agentis bildet.

In dem Fluch des 3. Teiles kann H. seine ganze sittliche Entrüstung in sehr kraftvollen Ausdrücken entladen, wie sie ihm zu Gebote standen, seit er zu Schiller und Schubart in die Schule ging.

Für die Wortwahl sind noch bezeichnend die Umschreibungen: statt „Deutsche" sagt H. „Kinder von Teut", da Teut in der Bardendichtung dieser Zeit der Stammvater der Deutschen ist; dabei sind trotz aller Deutschtümelei auch für H. die deutschen Namen Leipzig und Lech für die hohe hymnische Poesie nicht schön genug, um nicht latinisiert werden zu müssen: Lipsia und Lechus; natürlich erst recht die Ländernamen; so findet sich hier Lusitania und in anderen Gedichten Suevia, Suezia und Albion.

B. Die Hymne ist uns erst vollständig bekannt, seit Franz Zinkernagel den 1. und 2. Teil entdeckte und zusammen mit den „Klagen. (An Stella)" (Nr. 12) zuerst in der „Neuen Schweizer Rundschau" von 1926, S. 335, dann in dem 5. Bande seiner Hölderlinausgabe, S. 337, veröffentlichte. Erst damals wurde auch die Zusammengehörigkeit des 3. und 4. Teiles, die schon vorher bekannt waren, klar. Jeder der 4 Teile ist noch dreimal untergeteilt außer dem dritten, dessen Wirkung in dem kurzen, machtvollen Fluche über Gustavs Mörder liegen soll.

I. v. 1—24: Der Ruf an die Deutschen.

a) v. 1—4: Der Dichter ruft die Deutschen zur Andacht ins Tal der Lützener Schlacht;

b) 5—21: denn hier starb Gustav, den Länder und Meere in der Vergangenheit priesen (5—12), den die Edlen in alle Zukunft preisen werden (13—21);

c) 22—24: Wiederholung der Mahnung zur Andacht (= 3—5).

II. v. 25—44 Schilderung der Schlacht, in der Gustav fiel.

a) 25—34 allgemeine Schilderung der Schlacht (recht blutrünstig);

b) 35—40 besondere Schilderung Gustavs in der Schlacht (sehr ruhig);

c) 41—44 der Verrat an Gustav (wieder erregt).

III. v. 45—50 (mit gesteigerter Erregung): Fluch über den Verräter.

IV. v. 51—74 (H. I. 68: v. 1—24): Dank an Gustav (Gegensatz zum vorigen Teil!)

a) 51—57 Überleitung: durch Fluch wird die heilige Stätte ja geschändet, darum lieber Dank und Lob.

b) 58—70 Menschlicher Dank an Gustav, der aber verstummt

c) 71—74 vor dem himmlischen Segen.

C. Der mehrfach erwähnte Osterbrief H.s an Neuffer (Nr. 27) enthält auch wertvolle Angaben über die Gustavhymne: „Dieser Tage bekomm' ich ein herrliches Buch — Sammlung altteutscher Geschichten — unter die Hände. S' soll von Bürger sein[1]). Und siehe! lieber, da war mir eine frohe Stunde bereitet. Ich fand den großen Gustav mit so viel Wärme, so viel Verehrung geschildert — von seinem Tode so schäzbare Nachrichten, daß ich mirs heilig vornahm, so bald ich nach Tübingen zurückkomme, die Feder wieder an meine Papiere zu legen und insonderheit in der Hymne auf seinen Tod all' meine wenigen Kräfte zusammenzunehmen". Die hervorragende Stellung, die für H. selbst diese Hymne in seinem dichterischen Schaffen einnahm, wird hier sehr deutlich. Nach diesem Brief mag sie etwa Ende 1788, wie das unvollständig erhaltene andere Gustavgedicht (Nr. 35), begonnen und einige Zeit nach Ostern, im Sommer 1789, vollendet sein.

Daß diese Hymne nicht die einzige ihrer Art war, bezeugt auch jener Brief: H. erwähnt eine fast fertiggestellte Hyme auf „Colomb" (der auch in der Gustavhymne einmal, v. 17, genannt wird) und eine geplante Hymne auf Shakespeare.

Nichts davon ist auf uns gekommen. Doch gehört folgende Hymne mit größter Wahrscheinlichkeit H. an, obwohl sie Seebaß einem „unbekannten Verfasser aus H.s Freundeskreis" zuwies.

38. „Hymne auf Christoph, Herzog zu Würtenberg (H. I. 342, Z. V. 289).

Schluß einer Hymne, nur 39 Verse sind erhalten: in freien Rhythmen, von verschiedener Länge (3—6 Takte) mit zwischen 1 und 4 Silben wechselnder Taktfüllung; mit festem Auftakt bis auf einige besonders hervorgehobene Stellen am Schluß, wo sich dazwischen, wie auch sonst einige Male, umgekehrt zwei silbiger Auftakt findet:

„Stürmet empór, höher empór, ihr gewáltgen
Géister des Sángs, überhóhlet die Gestírne
In dem Júbel von ihm, dem lézten
Héisesten Júbel von ihm!"

A. Mit Hilfe stilistischer Beobachtungen soll jetzt der Wahrscheinlichkeitsbeweis erbracht werden, daß diese Hymne tatsächlich von H. stammt. Zuvor eine Bemerkung über die gegenteilige Annahme von Seebaß. Dieser

[1]) „Sammlung merkwürdiger altteutscher Geschichten".

stützt sich darauf (H. I. 342), daß uns die Hymne nicht von H.s, sondern von anderer Hand überliefert ist, und deutet den Namen H.s unter dem Titel so, daß die Hymne ihm g e w i d m e t sei. Doch ebenso gut ist möglich, daß jemand eine Abschrift der Hymne, die H. gedichtet hatte, herstellte, und daß der Dichter selbst dann bei der Feilung an seinem Text auch die Kopie mit verbesserte, in der sich zwei Änderungen von seiner Hand finden.

Nun die stilistischen Anklänge an andere Jugendgedichte H.s, die in ihrer Gesamtheit fast sicher für seine Verfasserschaft sprechen:

v. 12: „Doch Christoph sann die Mitternächt' ..."
vgl. mit Gustav Adolf I. v. 3,
„Doch wenig Stunden sann um Mitternacht der Held ..."
v. 14: „W i e eilten die Miethlinge s o l e i s e davon!"
vgl. mit Gustav Adolf I. v. 6 f.:
„Wo war er nun, der Fremdlinge Grimm?
Die Racheblicke w i e s o b a n g e rollten sie!"
v. 27: „Mit Bruderarmen umschlang er der Jugend Gespiel"
vgl. Die Weisheit des Traurers v. 25 f.:
„Da schlingst du liebevoll um die Jammernde ... den Mutterarm";
v. 29: „Im Labyrinth der Entwürfe leuchtete Lieb' ihm vor"
vgl. Kepler v. 19 f.:
„Denn voran leuchtetest du, Herrlicher! Im Labyrinth".

Dazu kommen die mannigfachen einzelnen, an H.s andere Gedichte erinnernden Ausdrücke: „Donnerworte" (wir finden bei H. sonst: Donnerstimme, Donnergedanke); „Vatersinn" (sonst Brudersinn); „Knabengelok" (so auch sonst); „Söhne von Teck" (sonst: Suevias Söhne); „Der Jugend Gespiel" (sonst: Gespielen meiner Einfalt).

In einem Jubelgesang auf den Helden endet die Hymne aus wie die beiden behandelten Gustav-Adolf-Gedichte; die Schlußverse lauten:

hier: „In dem Jubel von ihm, dem lezten,
Heisesten J u b e l von ihm!"
in „Gustav Adolf I":
„Und j u b e l n: Amen! herrlich ist sein Lohn".
in „Gustav Adolf II":
„Der donnernde J u b e l des Weltgerichts".

Die Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen sind so zahlreich, daß sie mit Nachahmung nicht mehr erklärt werden können; die Christophhymne muß von H. selbst gedichtet sein.

B. Es ist anzunehmen, daß der erste, nicht erhaltene Teil der Hymne die Jugend Christophs darstellte und vor

allem den Eid enthielt, den er (nach Vers 7) schon als Knabe im Hinblick auf seine spätere Regierungstätigkeit schwur; von dem 2. Teil, dem Regierungswechsel, sind die letzten 14 Verse, von dem 3. Teil, der Tätigkeit als Fürst, ist alles erhalten.

[I. Christophs Jugend.

II. Rer Regierungswechsel:

a) des Vaters Tod.]

b) Das Volk ruft voll freudiger Erwartung den jungen Christoph auf den Thron (davon die letzten beiden Verse erhalten, v. 1 und 2).

12 Verse { c) Christophs Thronbesteigung und deren erste Folgen (die bösen Räte und Höflinge entfernen sich, weil ihre Zeit jetzt vorbei ist) (v. 3—14).

III. v. 15—39: Christophs segensreiche Tätigkeit als Herzog:

12 Verse { a) seine Innenpolitik (Sorge für Recht und wirtschaftliches Gedeihen) (v. 15—26);

13 Verse { b) sein persönliches Leben (Freundschaft; Liebe; gutes Verhältnis zum Thronfolger im Reich, Maximilian) (v. 27—31),
c) seine Außenpolitik (Eintreten für deutsche Freiheit und für den Frieden unter den Fürsten Deutschlands) (v. 32—35).
Schlußverse: Ausklang im Jubel über Christophs Größe (v. 36—39).

Nur ungern würden wir diese Hymne — sollten wir irgend doch dazu gezwungen sein — aus H.s Dichtung streichen. Ist sie doch die freundliche Ergänzung zu dem Bilde, das wir bisher von seiner politischen Haltung hatten, beweist sie doch, daß er — so leidenschaftlich sein Kampf gegen die Willkürherrschaft war — sich doch andererseits für einen gerechten und milden Fürsten begeistern konnte. An einen Herrscher wie Christoph von Württemberg wird er auch in den Schlußversen der „Bücher der Zeiten" über den guten Fürsten gedacht haben. Als einer der großen Schwaben (neben den von H. besungenen Kepler und Thill) und zugleich als Beschirmer des Protestantismus (wie der dreifach von ihm besungene Gustav Adolf) mußte Herzog Christoph ein Held recht nach H.s Sinne sein.

C. Die Hymne ist datiert **1789**, sie gehört in eine Gruppe mit der vorher besprochenen Gustavhymne und mit dem nunmehr zu behandelnden Gedicht.

39. „Am Tage der Freundschaftsfeier". (H. I. 60, Z. I. 430). Hymne aus 161 Versen in freien Rhythmen von sehr verschiedener Länge (2—5 Takte), mit zwischen 1 und 3 Silben schwankender Taktfüllung; die dreisilbigen Takte sind häufig und machen in ihrem Wechsel mit den zweisilbigen den Rhythmus sehr lebhaft; auch hier wieder fester Auftakt mit Ausnahme einiger markanter Stellen wie v. 3:

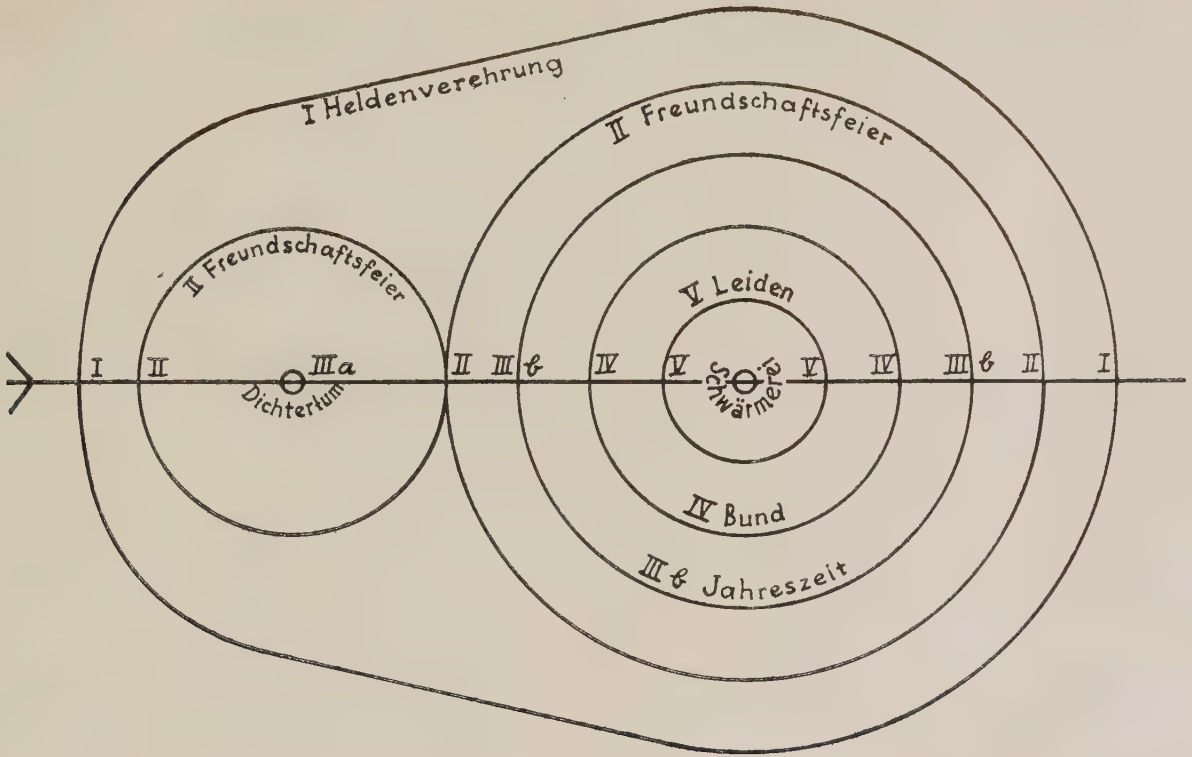
„Gläubt es, ihr Fréunde!"

A. Der hymnische Stil Friedrich Leopold von Stolbergs durchzieht dieses Gedicht. Allerdings wird er bei der Schilderung der Schlacht durch einen ungebändigten, kraftgenialisch-kriegerischen Ton sehr verzerrt; diese Stelle ist neben dem Sündenregister in den „Büchern der Zeiten" die derbste der Jugendlyrik H.s. Aber auch hier erinnert eine Wendung wie „Kein Wehe sprachen die Krieger . . ." (v. 24) an eine ähnliche in Stolbergs „Freiheitsgesang" („Keine feige Klag' erschall bei der Helden frühem Fall . ."). Einmal lebt die Landschaft Ossians in ihrer düsteren Schwermut wieder auf (v. 91—98):

„Da stürmt' ich hinaus in den Sturm,
Da sah' ich aus der vorüberjagenden Wolke
Die Helden der eisernen Tage herunterschaun,
Da rief ich den Nahmen der Helden
In des hohlen Felsen finsters Geklüft,
Und sihe! der Helden Nahmen
Rief ernster mir zurük
des hohlen Felsen finstres Geklüft."

B. Das Prinzip der Abrundung im Bau der Gedichte, das wir einige Male antrafen, ist hier in einer auffallenden Konsequenz durchgeführt. Hier werden mehrere Erlebniskreise ineinandergelegt: am Anfang und Schluß herrscht die Heldenverehrung als Rahmen oder äußerer Kreis, in den vier weitere Kreise gelegt werden: derjenige, der dem Hymnus den Namen gibt: der der Freundschaftsfeier; darin der Kreis des jahreszeitlichen Natur- und Landschaftserlebnisses; darin der Kreis des Freundschaftsbundes; wiederum darin der der Erinnerung an die Leiden, die der Dichter vor der Stiftung dieses Bundes durchleben mußte; und dort endlich als Kern des Ganzen: romantische Schwärmerei an alten Ruinen.

Durch eine typisch hölderlinische Abschweifung, nämlich zu dem Problem seiner eigenen dichterischen Leistung, das in den Kreis der Freundschaftsfeier mit hineingezogen wird, ergibt sich folgender doppelter Kreis:


I Heldenverehrung
II Freundschaftsfeier
II Freundschaftsfeier
V Leiden
I
II
III a
Dichtertum
II
III b
IV
V
Schwärmerei
V
IV
III b
II
I
IV Bund
III b Jahreszeit

I. v. 1—42 Heldenverehrung.

a) 1—7: Der Dichter bezeugt seinen Freunden, daß er Helden und Schlachten am liebsten besinge.

b) 8—33: Er gibt sogleich zwei Proben davon: Schilderung einer grausigen Schlacht (8—20); Schilderung des heldenhaften Verhaltens der Schweden bei Pultawa (21—33).

c) 34—42 (Überleitung zum II. Kreis): auch in Zukunft will der Dichter noch viele Helden besingen, wie Gustav Adolf und den Prinzen Eugen (34—37); doch vorher will er in den Armen der Freunde ausruhn (38—42).

II. v. 43—53: Freundschaftsfeier.

Der Dichter heißt seine beiden Freunde zur Feier ihrer Freundschaft in seiner Halle willkommen (43—46), die er festlich ausgeschmückt hat (47—53).

IIIa. v. 54—72 Dichterische Leistung. Eine noch viel großartigere Feier würde der Dichter seinen Freunden gern bereiten (54—58), doch hat er erst an des Herzogs Geburtstag geschworen, nur einen Tag so zu feiern (59—65), nämlich denjenigen, an dem er als Dichter anerkannt würde (66—72).

II. v. 73—76 Freundschaftsfeier. Heute aber ist es noch nicht so weit, heute will er nur das Fest der Freundschaft feiern.

IIIb. v. 77—81 Die Jahreszeit. Erinnerung an die erste Heuernte dieses Jahres.

IV. v. 82—85 Der Bund. Damals schloß der Dichter seinen Bund mit den beiden Freunden.

V. v. 86—90 Leiden der Vergangenheit. Vorher hatte der Dichter oft über seine Zeitgenossen klagen müssen.

VI. v. 91—116 Romantische Schwärmerei. Damals floh er oft hinaus in Sturm und Wildnis, um sich die alten Helden recht nahe zu bringen (91—98), und zu den Resten alter Burgen, die noch immer den Stürmen und Wintern trotzen und ihm dadurch ein Zeugnis sind für die Kraft ihrer Erbauer (99—116).

V. v. 117—128 Leiden der Vergangenheit. Aber gerade dadurch kam ihm die Schwächlichkeit seiner Zeitgenossen umso schmerzlicher zum Bewußtsein; er fluchte den Nachahmern fremder Sitten und weinte blutige Tränen.

IV. v. 129—141 Der Bund. Alle diese Leiden sind aber vorbei, seit er den Freundschaftsbund schloß (129—136); jetzt erträgt er auch das Leben unter diesem weichlichen Geschlecht (137—141).

III b. v. 142—153 Die Jahreszeit. Der Dichter hatte sich vorgenommen, die neue Freundschaft zur Zeit der ersten Kornernte zu feiern (142—147). Dieser Tag ist jetzt gekommen (148—152).

II. v. 153—156 Freundschaftsfeier. Darum hat er jetzt in den Armen der Freunde viele Freuden zu erwarten.

I. v. 157—161 Heldenverehrung. Nachdem er sich so ausgeruht, wird der Dichter wieder Mut haben, um seine Helden zu besingen (= v. 38—42).

Die Vielzahl dieser Erlebniskreise gibt uns ein nahezu vollständiges Panorama dessen, was H. in jener Zeit erfüllte: Freundschaft und Naturerlebnis, Heldenverehrung und dichterischer Ehrgeiz, und, in den Klagen über die Zeitgenossen seltsam gemischt, weinerliche Empfindsamkeit und starke, bewußte Deutschheit.

C. Das Gedicht wurde datiert:

a) von E. Lehmann (Hymnen S. 12 und Lyrik S. 28) auf den Sommer 1789 (Lyrik S. 225 sagt er: Herbst); nach ihm handelt es sich um die Jahresfeier des 1788 geschlossenen Freundschaftsbundes.

b) von Seebaß (H. I. 353) auf den Herbst 1788, da die Jahreszahl 1788 von H. selbst herrühre.

Beiden Auffassungen muß ich widersprechen.

Aus dem Gedicht geht hervor, wie auch Lehmann sieht, daß zwei Dinge zu scheiden sind:

1) die Stiftung des Freundschaftsbundes Hölderlin-Neuffer-Magenau.

2) Die Feier des Freundschaftsbundes, die zeitlich mit der Entstehung des Gedichtes zusammenfällt.

Zu 1): Der Freundschaftsbund kann nicht (wie sowohl Lehmann wie Seebaß will) bereits im Herbst 1788 gestiftet sein; denn zu einer Jahreszeit, wo Heugeruch zum ersten Male wieder das Tal durchduftet (v. 77 ff.), befand sich H. im Jahre 1788 noch gar nicht in Tübingen; verbrachte er doch den ganzen Sommer hindurch noch in Maulbronn und die anschließende Herbstvakanz in Nürtingen; geschweige denn, daß er mit Magenau und Neuffer (die er erst in Tübingen persönlich kennenlernte) schon einen ewigen Freundschaftsbund hätte schließen können.

Vielmehr ist als dessen ungefähres Datum die Zeit der ersten Heuernte im folgenden Jahr, etwa Mai 1789, anzunehmen; auch das Gedicht selbst spricht ja von einer früheren Zeit, in der die beiden Genossen H.s Klagen oft mit anhören mußten (v. 86—90): Dies war die Zeit vom Eintritt ins Stift (im Oktober) bis zur Stiftung des Bundes (im Mai).

Zu 2): Wenn Lehmann die Freundschaftsfeier als Jahresfeier ansieht, so widerspricht auch dem das Gedicht selbst; denn die Stiftung des Bundes geschah „jüngst" (v. 77), und so kann kein ganzes Jahr zwischen Stiftung und Feier liegen. Nehmen wir nun die jahreszeitliche Bestimmung dazu, die der Dichter selbst hinsichtlich der Feier gibt (v. 148 ff.):

„Und nun — es rauschet zum erstenmal wieder
des Schnitters Sichel durch die goldne Saat,
Jetzt laßt uns feiren,
Laßt uns feiren
In meiner Halle den seeligen Tag."

Da wird uns klar, daß die Freundschaftsfeier und damit auch die Abfassung des Gedichts in die Zeit der ersten Kornernte, also etwa Ende Juli dieses Jahres 1789, fallen muß. Einen terminus post quem liefert — gegen die Datierung von Seebaß — übrigens auch das Gedicht mit der Erwähnung von „unsers Fürsten Fest" (v. 60), womit nur Herzog Karl Eugens Geburtstag am 11. Februar gemeint sein kann: der erste, den die Freunde gemeinsam erleben konnten, war der des Jahres 1789.

Die Angabe bei Seebaß, H. selbst habe die Hymne auf 1788 datiert, darf gegen alle diese Argumente nicht ins Gewicht fallen; ein Versehen von irgend einer Seite muß da vorliegen.

Wir gewinnen aus der Betrachtung dieser Hymne also die entscheidenden Etappen im Werden der Freundschaft der drei Studenten: Zuerst auf H.s Seite Trauer, Lebensüberdruß, Klagen über die Mitwelt; in Neuffer und Magenau gewinnt er gleichgesinnte Zuhörer, Tröster, Freunde; ein Bund wird geschlossen (im Mai 1789) und schenkt H. neuen Lebensmut; er will der Freundschaft ein Fest feiern und tut es etwa Ende Juli, zugleich widmet er ihr diese Hymne.

Sie zeigt uns endlich auch, wie innig H.s Erleben mit dem Geschehen in der Natur verknüpft war. Zweimal geben ihm entscheidende Ereignisse im Jahreslauf des Landlebens den freudigen Auftrieb zur Vertiefung seiner Freundschaft: die Heumahd zum Bunde und die Kornernte zur Feier.

40. An Gustav Adolf III (H. I. 73, Z. I. 462). 6 alkäische Strophen.

A. Mit dem Odenversmaß stellt sich auch der Stil der Empfindsamkeitslyrik ein, und zwar in beiden Nuancen: sowohl der lieblichere der Göttinger Hölty und Voß wie der erhabenere Klopstocks, und dieser vor

allem; vgl. einerseits „mein trautes Thal" v. 6, andererseits v. 12 ff.:

„Führet mich förder hinauf zum Tempel,
Zum höchsten Tempel seiner Erhabenheit
Mit wolkenlosem Muth die Begeisterung";

zu diesem kühnen Ausdruck „wolkenloser Muth" führte den Dichter vielleicht folgende Stelle in Klopstocks Bardenode „Braga" v. 21 f.:

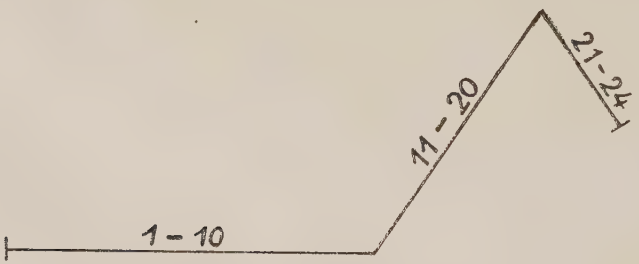
„Aber nun wandelt' an dem Himmel der erhabne Mond
Wolkenlos herauf, nahte die Begeisterung mit ihm".

B. Die Ode ist sehr interessant und typisch im Aufbau: zuerst preisen 2½ Strophen, in der Gefühlsstärke gleich bleibend, Gustav Adolf als den erwählten Helden des Dichters; dann folgen weitere 2½ Strophen, die — in rapidem Aufstieg der Gefühlsstärke — vom eigentlichen Thema des Gedichts zu H.s Zentralproblem, seinem Dichtertum, ablenken; endlich eine Schlußstrophe, die der Dichter (in einer Stimmung, die wir schon einige Male bei ihm fanden) anfügt in dem Gefühl, sich zu weit gewagt zu haben.

I. v. 1—10: Preis Gustav Adolfs: er möge sein Ohr dem Dichter neigen (1—4), der zu jeder Zeit an ihn denken muß (5—9), weil seine Umgebung ein Denkmal Gustavs ist (9—10).

II. v. 11—20: Eignes Dichtertum: die Begeisterung wird den Sänger immer höher hinauftragen.

III. v. 21—24: Warnung des Dichters an sich selbst: nie möge er Tand und Gleisnerslob in die ernste Bewunderung mischen. —



Dieser dritte und letzte uns erhaltene Preis Gustavs, mit dem wir in die letzte uns beschäftigende Gruppe, die Tübinger Oden des Jahres 1789, eintreten, zeigt uns, wie jetzt selbst die Heldenverehrung den Dichter nicht mehr bei dem vorgenommenen Thema festhalten kann, sondern von seinem eigenen Hauptproblem zurückgedrängt wird.

Am Schluß erinnert seine ernste, verantwortungsbewußte künstlerische Haltung an Horaz, vergl. v. 21 f.:

„Nur, daß ich nie der ernsten Bewundrung Lied
Mit Tand entweihe"

mit dem Schluß der Ode an Bacchus (III 25):

„nil parvom aut humili modo,
nil mortale loquar".

Diese Ode ist zwar zusammen mit dem Gustav-Adolf-Gedicht I. (Nr. 35) auf einem Doppelblatt überliefert und ließe sich wegen des auf eine große künftige Leistung zielenden Strebens, das darin zum Ausdruck kommt, auch als eines jener Gedichte auffassen, die (nach dem Briefe an Neuffer Nr. 27) der Hymne vorbereitend vorhergingen; doch da dies nicht sicher ist, stelle ich die Ode zu ihrer Gruppe. Wie die anderen Oden, zu denen sie gehört, wird sie jedenfalls aus dem Jahr **1789** stammen.

41. „An Thills Grab" (H. I. 69, Z. I. 456) 9 alkäische Strophen.

A. Diese Ode ist von einer ganz zarten Empfindsamkeit erfüllt: „weint' ich leisen Knabengefühles schon der Wehmut Träne", „ihr stille Schatten seines Holunderbaums!", „wenn ich geschmiegt an seinen Hügel die bebenden Wangen trockne".

B. Das Gedicht ist dadurch bemerkenswert, daß sich hier die vorherrschenden Züge in der Gefühlswelt des jungen H. alle vereint finden: die Naturliebe, die Anhänglichlichkeit an das Elternhaus wie an die schwäbische Heimat, die Freundschaft, die Verehrung großer Männer und endlich das Hauptproblem, zu dem alles hindrängt: das der eignen Vervollkommnung. Es nimmt die 4 Strophen des zweiten Teiles ein, während die ersten 4 Strophen über Thills, des 1772 früh dahingegangenen schwäbischen Dichters, Tod, die dem Titel entsprechen, eigentlich nur den vorbereitenden Einleitungsteil bilden; die 5. Strophe (die Mittelstrophe der Ode) schafft den Übergang von dem einen zum andern Teil.

$$\frac{4}{2+2} + 1 + \frac{4}{2+2}$$

I. Str. 1—4: Thill.

a) (Str. 1—2) des Vaters Tod wurde von H. ebenso wie

b) (Str. 3—4) Thills Tod erst später in seiner ganzen Traurigkeit empfunden. Str. 5 leitet über zu H.s Problem: tiefe Erschütterung am Grabe Thills, die er vor den „Spöttern" verbergen muß.

II. Str. 6—9: Hölderlin.

Warum ist er hier am Grabe Thills so erschüttert? Er denkt daran, was Thill in so hohem Maße erreicht hat und er selbst noch nicht: Ruhe und Vollkommenheit.

a) (Str. 6—7) Ruhe.

Thill ruht friedlich und sein dichterisches Werk lebt weiter (6); so friedlich möchte auch der Dichter dieser Ode einst ruhen (7).

b) (Str. 8—9) Vollkommenheit.

Doch zuvor muß er den Pfad zur Vollkommenheit erkämpfen, und in diesem Gedanken möchte er fast verzagen (8); aber die Erinnerung an seinen treuen Freund Neuffer, mit dem gemeinsam er ringen wird, richtet ihn wieder auf (9).

C. Das Gedicht ist wegen der erwähnten treuen Freundschaft Neuffers sicher in das Jahr **1789** zu setzen.

42. „Kepler" (H. I. 66, Z. I. 454) Ode von 9 Strophen in einem Versmaße, das Klopstock in den Oden „Siona", „Stintenburg" und „Die Deutsche Sprache" angewandt hatte und dessen Schema sich so darstellt:

	⏑ ⏑	⏑ ⏑	‒ ‒	⏑
x	⏑ ⏑	⏑ ⏑	‒ ‒	⏑
⏑ ⏑	⊥	⏑ ⏑	⊥	⏑ x ⏑
⏑ ⏑	⊥	⏑ ⏑	⊥	⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ^

A. Auch der Stil der Ode ist durchweg von Klopstock beeinflußt: „von dem Gefild, wo der Triumph jubelt", „ins Gefild tiefern Beschauns", „Voran leuchtetest du, Herrlicher! im Labyrinth, Stralen beschwurst Du in die Nacht" (vgl. Klopstocks 4. Wingolfode, v. 8. „Durch Labyrinthe der Nacht hin suchts Dich!") Auch die germanisch-mythischen „Wonnen Walhallas" und „Heklas Gedonner" stammen in der Art ihrer Anwendung aus den Oden Klopstocks.

B. 3 + 3 + 3 Strophen

I. Str. 1—3: Exposition.

Der Dichter führt erst sich selbst ein, indem er von sich Kraft zu seiner Aufgabe und Ehrfurcht vor dem Helden fordert (v. 1—6); dann führt er den Helden ein, den großen schwäbischen Astronomen Kepler, den er als Vorgänger Newtons bezeichnet (v. 7—12).

II. Str. 4—6: Rede Newtons, an Kepler gerichtet, den er preist und dem er nacheifern will.

III. Str. 7—9: Stolz des Schwaben H. über diesen Preis eines Schwaben durch den berühmten Engländer.

Bezeichnend ist, daß H. auch hier wieder seine eignen Probleme in den Vordergrund rückt: in Teil I die Frage

nach seiner dichterischen Kraft, in Teil III seinen schwäbischen Heimatstolz; aber auch der Mittelteil kleidet im Grunde nur sein eignes Ringen nach Leistung in die Worte, die Newton zu Kepler spricht.

Die Idee zu dieser Ode kam H. aus dem im „Württembergischen Repertorium" veröffentlichten „Schreiben über einen Versuch in Grabmälern nebst Proben" von J. J. Atzel. Dort findet sich auch eine Probe für Kepler, welchem, wie es in der Beschreibung heißt, „die in die Sphären deutende Astronomie Flügel giebt. Newton folgt der Fackel nach, die ihm Kepler darhält"; damit vgl. H.s Bild in v. 12, v. 19 f. und v. 27, wo er von Kepler sagt, daß er dem Engländer „voranleuchtend sich wagt' ins Labyrinth". Die Inschrift des Grabmals, die von niemand anders als Schiller für das „Schreiben" entworfen ist (vgl. die Schillerausgabe von Güntter-Witkowski XIX, S. 329), lautet: „Joannes Kepplerus fortuna maior Newtoni per sidera ductor", wiederum vergleiche man damit H.s Bild v. 9 ff. über Kepler, den Mann, „welcher den Denker in Albion, den Späher des Himmels um Mitternacht ins Gefild tieferen Beschauns leitete."

C. Die Ode „Kepler" ist in der Hs. datiert **1789**. Sie gehört mit den beiden vorher besprochenen Oden „An Gustav Adolf III" und „An Thills Grab" insofern enger zusammen, als alle drei an einen bestimmten Helden gerichtet sind, während doch der Dichter am meisten mit sich selbst beschäftigt ist. In den nun folgenden Gedichten wird dann auch die äußere Form des Heldenpreises ganz fallen gelassen, und der Dichter kann sich unbeschränkt seinen eignen Problemen widmen.

43. „An die Ruhe" (H. I. 70, Z. I. 458). 8 alkäische Strophen.

A. Diese Ode schwelgt wieder wie „An Thills Grab" — das Thema lud ja dazu ein — in den Tönen zarter Empfindsamkeit: „von süßen Begeistrungen trunken", „wonnelächelnd", „voll hohen Schauers", „der Pappel Säuseln" und Höltys „Veilchenthal" und „Flügelkleid".

B. 3 + 2 + 3 Strophen.

I. Str. 1—3: Anruf der Ruhe: zur Mittagszeit begeistert sie ihn zu einem Lobgesang (1); zunächst allgemeiner Preis: wie der Gedanke an die heimatliche Ruhebank für den verwundeten Krieger in fernem Schlachtgetümmel (2), so ist die Ruhe erquicklich für den, der von seinen Mitmenschen verachtet wird (3).

II. Str. 4—5: Ein Erlebnis solcher Ruhe: der Dichter denkt sich im Veilchental sanft entschlummert (4); da erfüllt ihn die Ruhe mit Mut (5).

III. Str. 6—8: Die Frucht dieses Erlebnisses: ein „Götterwerk" keimt in seiner Seele (6); an jener Stätte baut er der Ruhe einen Dankaltar, dort wird er selbst einst auch für immer ruhn (7), und der Enkel wird zu seinem Grab pilgern voll ähnlicher Andacht, wie sie Rousseaus Grab auf Ermenonville erweckt (8).

Das ungetrübte Hochgefühl, dem sich H. hier im Bewußtsein dichterischer Kraft hingeben kann, zeichnet diese Ode vor allen andern aus. Wie es bei den Göttingern allgemein beliebt war, die Personifikationen erhabener Seelenzustände oder Ideale zu besingen (wie die Freiheit, die Hoffnung, die Ruhe), so tut es auch H. hier, und zwar beeindruckt von der alkäischen Ode „Die Ruhe" Friedrich Leopold von Stolbergs; denn beide Dichter stellen sich vor, wie sie in ein stilles Tal geführt werden und wie die Ruhe und Heiterkeit der Umgebung sie zu hohen dichterischen Leistungen befähigt. Auch der religiöse Charakter dieses Erlebnisses ist ihnen beiden gemeinsam; bei H. „bauet der Herrliche dir, gottgesandte Ruhe, den Dankaltar", wie Stolberg „frühen Weihrauch ihren Altären" streut; jener entschlummert „trunken von der Unschuld Spielen", wie dieser die Ruhe als „süße Gespielin der frohen Unschuld" begrüßt. Und beide enden in dem Gedanken an den Nachruhm, der ihnen beschieden sein wird.

C. Entstehungszeit: sicher **1789** wie die andern Oden dieser frühen Zeit.

44. Der Lorbeer II (H. I. 74, Z. I. 463). 7 alkäische Strophen.

A. Es ist wieder eins der wenigen Gedichte der Jugendzeit H.s, die uns seinen eignen Stil, wie er sich aus all den literarischen Anregungen herausentwickelt, sehen lassen. Es ist der früheren Ode „Mein Vorsaz" (Nr. 18) zu vergleichen: das gleiche Gemisch von Sanftheit und Trotz in der Sprache, die gleiche Gefühlsgeladenheit mit schöner Bildhaftigkeit gepaart.

B. 2 + 3 + 2 Strophen.

I. Str. 1—2: Thema: des Dichters Drang nach dem Lorbeer: in seiner bisherigen Lage kommt sich der Dichter wie ein Gekerkerter vor (1), er strebt nach dem Lorbeer, nach Gefahren und Leiden (2).

II. Str. 3—5: Schilderung der Stimmung des Dichters: er fühlt sich als einen Schwächling, der nichts für sein Vaterland leistet (3). Darum können ihn auch alle

irdischen Freuden nicht aufheitern: weder Wein noch Liebe (4), weder Freundschaft noch die Schönheit der Natur (5).

III. Str. 6—7: entschlossenes A u f r a f f e n : Der Dichter schwört „beim grauen Mana", sich alle Freuden zu versagen, bis er den ersten Lorbeer hascht (6); wenn der ihm zuteil wird, dann will auch er an allen Freuden wieder teilnehmen (7).

Die bewußte Abkehr von der beglückten Ode „An die Ruhe" stellt dies Gedicht dar; ausdrücklich heißt es jetzt:

„Mich reizt der L o r b e e r — R u h e beglückt
mich n i c h t",

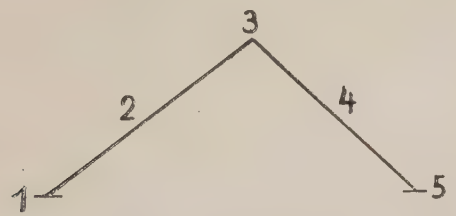
und sprach er dort von der „wonnelächelnd" scheidenden Sonne, so schließt er hier: erst wenn ihm ein „Männerwerk" (dort keimte bereits das „Götterwerk"!) gelänge, erst „dann, o Natur, ist dein Lächeln Wonne".

In diesem Gedicht ist, wie es die 4. und 5. Strophe schildern, jede andere Empfindung von der Flamme des dichterischen Ehrgeizes verzehrt. Und so kommt es, daß das Gedicht selbst so gelingt wie „Mein Vorsaz" und „Die Heilige Bahn".

C. Entstehungsjahr: sicher **1789.** Das Gedicht gehört in die Nähe der vorigen Ode, auf die es so deutlich zurückweist.

45. „A n d i e E h r e" (H. I. 75, Z. I. 465). 5 alkäische Strophen.

A. Die typische Landschaft der Gedichte Höltys und Stolbergs ist in dieser Ode abgezeichnet: der stille Moosquell, der Waldstrom, der Hain, der Eichenwipfel.



B. Der Aufstieg bis zur 3. Strophe entspricht dem Gang anderer Oden dieser Zeit, dann aber wird die Stimmung wieder herabgeführt bis zur gänzlichen Ermattung mit einem schwächlichen Aufraffen am Schluß.

Str. 1: E i n s t war der Dichter sorgenfrei, nur die Liebe bewegte ihn, — bis die E h r e rief.

Str. 2: Ihr flog er nun entgegen, wie von einem Zauber ergriffen;

Str. 3: e r v e r a c h t e t e W o g e n u n d F e l s e n!
Str. 4: doch schon kurz danach umzischte ihn Hohn und Spott —, es war eine T ä u s c h u n g gewesen.
Str. 5: N u n sehnt er sich nach seiner früheren Ruhe zurück (Rückkehr zum Thema der 1. Strophe). Aber nein: er will wenigstens versuchen, was er mit seinen schwachen Kräften erreichen kann.

In der Art der Anrede an ein Ideal stellt sich dies Gedicht zusammen mit der Ode „An die Ruhe" neben viele ähnliche der Göttinger Dichter. — In der 3. Strophe zitiert H. seinen eignen stolzen Ausruf in der 5. Strophe der Gustav-Adolf-Ode; jetzt erscheint ihm die damalige Begeisterung nur noch als eine Täuschung. — Das „Doch nein" am Anfang des vorletzten Verses, mit dem der Dichter vergeblich sich aufzuraffen sucht, erinnert an ähnliche Schlüsse in anderen Gedichten H.s, die besser gelingen als hier: in den Oden „An die Nachtigall" (Nr. 17), „Mein Vorsaz" (Nr. 18), „Die Unsterblichkeit der Seele" (Nr. 29), und „An Thills Grab" (Nr. 41); es ist nicht nur stilistisch, sondern auch psychologisch ein für H. typisches Verfahren.

C. Diese Ode, wie die anderen dem Jahr **1789** angehörig, bezeichnet den Zustand völliger seelischer Ermattung gegenüber dem Hochgefühl der Ode „An die Ruhe" und der Energie des „Lorbeers" (II).

46. „E i n s t u n d J e z t" (H. I. 76, Z. I. 466). 9 alkäische Strophen.

A. Die Stunden seiner Knabenfreude läßt der Dichter hier vorüberziehen in der idyllischen Art V o s s e n s:

„Da such' ich Maienblümchen im Walde mir,
Da wälz' ich mich im duftenden Heu umher usw."

Die Einsamkeit der Gegenwart aber beweint er dann in O s s i a n s Klageton und umgibt sie mit Ossians Landschaft:

„Jetz wandl' ich einsam an dem Gestade hin . . .
. . . weh dir
Sehnender Jüngling! sie gehn vorüber!"

B. Diese Ode ist die innerliche Fortsetzung der vorigen: der Dichter nimmt Abschied von seinen „Kinderträumen" von Größe und Ruhm.

3 + 3 + 3 Strophen.

I. Str. 1—3 Erinnerung an die K i n d h e i t (gedanklicher Teil): Damals war der Dichter noch ruhig und heiter (1); der Tod des geliebten Vaters nur war ein trauriges Erlebnis (2); aber auch danach noch gab es für ihn viele Freuden (3).

II. Str. 4—6: Erinnerung an die Kindheit (anschaulicher Teil): seine einzelnen kindlichen Beschäftigungen und Vergnügungen (4—5); die gemeinsamen Unternehmungen mit den Spielgenossen (6).

III. Str. 7—9: die traurige Gegenwart: er wandelt einsam umher (7), hat schlaflose Nächte in seiner Zelle verbracht (8) und sagt nun seinen Kinderträumen endgültig Lebewohl (9).

C. Wenn diese Ode in einen Zusammenhang mit H.s Karzerstrafe vom 16. 11. 1789 (s. H. VI. 222) zu bringen ist, dann fällt sie in den November 1789; in dieses Jahr auf jeden Fall.

47. „Die Weisheit des Traurers" (H. I. 78, Z. I. 469). 13 alkäische Strophen (v. 21—24 möchte ich — gegen die Ansicht von Seebaß H. I. 355 — der Hs. A gemäß aus Gründen des besseren Aufbaues streichen).

A. Die Sprache ist teils erhaben in der Art Klopstocks, teils wild und leidenschaftlich in dem Teile des Gedichts, der, voller Haß gegen Höflinge und Pfaffen, die Tyrannenfeste ausmalt (v. 9—20); dort ähnelt der Stil etwa dem der Ode „Deutschland" von Voss.

B. $2 + \underbrace{3 + 3 + 3}_{9} + 2$ Strophen.

Einleitung: Str. 1—2: Anruf der Weisheit. Der Dichter weist die irdischen Wünsche hinweg (1) und bittet die Weisheit, ihm ihr Heiligtum zu öffnen (2).

I. Str. 3—5: die Weisheit als die Richterin der Bösen, die sich jetzt im Taumel des Glücks befinden: der Tyrannen, der Höflinge, der Pfaffen, die um ihres Vergnügens willen das Land aussaugen (3—4), denen aber der Tag der Rache nahe ist (5).

II. Str. 6—8: Die Weisheit als die Helferin der Guten im Unglück: sie richtet die unglückliche Braut auf, die den Erwählten durch den Tod verloren hat (6), sie ermutigt auch den armen Jüngling (hier meint der Dichter sich selbst), der von den Priestern ungerecht bestraft worden ist (7), der umsonst nach Ehre rang und nun einsam in seiner Halle umherwandelt (8).

III. Str. 9—11: Die Weisheit als die beruhigende Macht, die denjenigen zu Bescheidung und Genügsamkeit (9) führt, der von der Ehre zurückgestoßen wurde (10—11).

Schluß: Str. 12—13: Bitte an die Weisheit: Gib du mir Trauerndem Kraft und Stolz (12), um die Stürme, die meiner noch harren, zu bestehen (13).

Die Ähnlichkeit mit der bekannten, gleichfalls alkäischen Ode des Horaz (III 1) „Odi profanum volgus" fällt ins Auge: Am Anfang das Hinwegweisen des Irdischen (bei Horaz der unheiligen Menge, bei H. der irdischen Wünsche); darauf die Betonung der Heiligkeit des Dichtertums: bei H. „Heilig (sei) mein Sang wie die Todtenglocke", bei Horaz „Carmina non prius audita Musarum sacerdos . . . canto"; und indem H. in v. 37 ff. seine Wünsche auf ein bescheidenes, genügsames Leben einschränkt, drückt er die gleichen Gedanken aus, die den Schluß der Horazode bilden:

„Mit Brudersinn zu heitern den Kummerblik,
Der Kleinen Herz zu leiten am Gängelband,
Sein Haus zu bau'n, sein Feld zu pflügen
Wird ihm Beruf! und die Wünsche schweigen".

C. diese Ode ist (wegen Str. 7, v. 30 ff.) mit mehr Wahrscheinlichkeit als die vorige mit jener Karzerstrafe in Verbindung zu bringen; somit wird sie in den November 1789 zu setzen sein.

48. Selbstquälerei (H. I. 77, Z. I. 468), ein Fragment. 9 reimlose jambische Fünfheber, der letzte Vers unvollständig; im 4. und 5. Vers z. T. mit reicher Taktfüllung, sonst alternierend; die Kadenz stets männlich voll bis auf v. 6, wo sie weiblich voll ist.

A. Der Stil ist fast Prosastil und hat keine Parallele in irgend einem anderen Jugendgedicht H.s. Wir haben den Eindruck, daß der Dichter sich hier unmittelbar nach einem bestimmten Erlebnis seine Gefühle vom Herzen geredet hat.

B. Das Gedichtfragment klagt über die Häßlichkeit der Widersprüche des eignen Herzens. Drei Gegensatzpaare sind ausgeführt, von einem vierten nur der eine Teil:

1. kindischschwach — stolz (v. 1—2)
2. freundlich — hämisch (3—4)
3. schwärmerisch — kalt (5—7)
4. fromm — . . . . . (8—9).

C. Das Fragment steht auf einem Blatt mit „Einst und Jezt" und einer kürzeren (11 strophigen) Fassung (B) der „Weisheit des Traurers"; es ist also mit diesen beiden in das Jahr 1789 zu legen.

49. „Burg Tübingen" (H. I. 80, Z. I. 472). 9 mal 8 kreuzweise gereimte, trochäische Fünfheber mit regelmäßigem Wechsel von weiblicher und männlicher Kadenz:

|: 5 w a
5 m b :|
|: 5 w c
5 m d :|

A. Hier waltet im Stil zum ersten Mal die große Schillersche Linienführung, die den späteren Hymnen an die Ideale der Menschheit eigen ist. Jede Strophe fällt mit einer einzigen langen Periode aneinandergereihter, gleichgebauter Sätze zusammen.

In der Wortwahl ist noch vielfach Klopstock maßgebend: einmal in den deutschtümelnden Partien („Manas Heldenland", „Thuiskons Blut", „Walhallas Schoss"), dann auch an einigen Stellen erhobener Stimmung: „Begeisterungen", „umschimmert von den Geisterheeren".

B. $\underbrace{1 + 2 + 1}_{4} + 1 + \underbrace{1 + 2 + 1}_{4}$ Str.

I. Str. 1—4: Schilderung der Burg Tübingen:
Str. 1: ihre jetzige Oede,
Str. 2 und 3: das einstige Leben, das dort herrschte und das jetzt nicht mehr herrscht;
Str. 4: aber doch übt die Ruine auf uns noch eine große Wirkung aus,

II. Str. 5 (beherrschende Mittelstrophe):
Hier ist ein guter Ort für Freundschaft, Liebe, Vatersegen und Freiheitsreden.

III. Str. 6—9: die Wirkung der Burg auf die Besucher:
Str. 6: alle Gequälten finden hier Ruhe und Genesung.
Str. 7 und 8: alle Quäler der Menschen schwören hier entweder das Böse ab oder werden von dem Fluch ihres bösen Gewissens davongejagt.
Str. 9: Der Dichter selbst wird mit Ernst und Menschenliebe zugleich erfüllt. —

Zwei andere Schloßgedichte, eines von Friedrich Matthisson und eines von Karl Friedrich Reinhardt, sind hier von Einfluß gewesen. Matthissons „Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses" wirkte schon in der „Tek" auf H.; auch in „Burg Tübingen" ist wieder, wie bei Matthisson, die öde, schaurige Felsenlandschaft um die Trümmer der Burg stark kontrastierend zu dem Leben, das sie einst erfüllte, gezeichnet. Was Matthisson in positiver Schilderung der Vergangenheit erzählt, beklagt H. als der Gegenwart mangelnd (Str. 2 und 3). Der Satz bei H.: „Aber schaurige Begeisterungen weckt die Riesin in des Enkels Brust" (v. 25 f.) klingt an folgenden Satz bei Matthisson an: „(Die erzählten Kriegstaten) . . .

weckten in der rauhen Helden Brust die Erinn'rung schauerlicher Lust." — In Reinhardts Gedicht „Schloß Beiren" (im Schwäbischen Musenalmanach von 1784) ist nicht nur die Schilderung der ruhmvollen Vergangenheit einer jetzt in Trümmern liegenden Burg vorgezeichnet, sondern auch der Übergang zu den patriotischen und freiheitlichen Gedanken: „Hier atmet deutscher Heldengeist. . . . der Freiheit Fittich hebt mich hoch", vgl. H. v. 57 f.: „Denn der Heldenkinder Herz zu stählen, atmet Freiheit hier und Männermut".

C. Das Gedicht „Burg Tübingen" bezeichnet die Schwelle von der Jugendlyrik H.s zur Lyrik des fertigen und selbständigen Dichters. Noch findet sich hier — und hier zum letzten Male — eine Anzahl verschiedener Einflüsse zusammen (Schiller, Klopstock, Matthisson, Reinhardt), ohne daß sie zu etwas Eigenem, Selbständigem verschmolzen sind; das ändert sich mit einem Male bei den nächsten Gedichten seit Anfang 1790: bei den Liedern des Bundesbuches („Lied der Freundschaft", „Lied der Liebe", „An die Stille") und den von Dilthey so genannten „Hymnen an die Ideale der Menschheit". „Burg Tübingen" wird daher wohl noch dem Jahre **1789** angehören, und wir schließen mit diesem letzten Jugendgedicht H.s unsere Analyse ab.

Gesamtüberblick

Gehen wir zuerst einmal den wurzelhaften Erlebnissen nach, in denen H.s Kindheit ruhte. Da ist einmal das friedlich-stille Elternhaus, das wir aus vielen Briefen und aus den Gedichten „Die Meinige" (Nr. 7) und „Die Stille" (Nr. 20) kennenlernen. Hier hören wir von dem innig geliebten Vater, den der Knabe schon mit 9 Jahren verlor (H. I. 10, Z. I. 384; H. I. 76, Z. I. 466), von der sanften aufopfernden Mutter (H. I. 9—12, Z. I. 383—385), von der frommen Großmutter (H. I. 14 f., Z. I. 388 f.) Diese beiden Frauen, Tochter und Witwe des Johann Andreas Heyn, Pfarrers zu Cleebrunn († 1772), erfüllten das Haus mit dem Geiste echter, tiefinnerlicher Frömmigkeit. Da war ferner die liebliche schwäbische Landschaft, wo der Knabe aufwuchs. Wir erfahren aus den Gedichten „Die Meinige", „Die Stille" und „Einst und Jezt" (Nr. 46), wie er mit seinen Gespielen herumtollte oder mit seinem Bruder am Neckarstrande vom Wunder der Abendsonne ergriffen wurde, wie er sein Hühnchen fütterte, Kohl pflanzte oder sich im Walde Erdbeeren oder Maienblümchen suchte. Am schönsten aber führt uns jenes Gedenken des reifen Dichters „Da ich ein Knabe war . . ." in das Glück seiner Kindheit und zugleich, dünkt mich, nahe an das Geheimnis seines Schicksals überhaupt: „Ich verstand die Stille des Aethers, des Menschen Worte verstand ich nie".

In diesem dauernden doppelten Erleben seiner Kindheit: dem friedlichen Familienleben und der Schönheit der Natur wuchs H. zum Dichter. Christoph Schwab erzählt, daß eines seiner ersten Gedichte dem „Winkel von Hart" gewidmet war, und wir erinnern uns dabei des gleichnamigen kurzen Gedichts der Spätzeit „Hinunter sinket der Wald . . ." Aber nichts ist von den ersten dichterischen Versuchen des Knaben auf uns gekommen.

Die Klosterschule reißt H. mit e i n e m Griff aus dem Hingegebensein an die Natur und aus der Familienidylle. Das ist der verhängnisvolle Wendepunkt. Zwar finden wir H. im Denkendorfer Kloster, wenn wir in sein Stammbuch blicken (H. VI. 523 ff.), inmitten einer sehr fröhlichen Gesellschaft; er selbst aber findet sich nicht zurecht. Dem

Freunde Nast vertraut er sich einmal an (Brief Nr. 4): „Ich will Dir sagen, ich habe einen Ansaz von meinen Knabenjahren — von meinem damaligen Herzen — und der ist mir noch der liebste — das war so eine wächserne Weichheit, und darinn ist der Grund, daß ich in gewissen Launen ob allem weinen kan — aber eben dieser Theil meines Herzens wurde am ärgsten mishandelt so lang ich im Kloster bin — selbst der gute lustige Bilfinger kan mich ob einer wenig schwärmerischen Rede geradehin einen Narren schelten — und daher hab ich nebenher einen traurigen Ansaz von Roheit — daß ich oft in Wuth gerathe — ohne zu wissen, warum, und gegen meinen Bruder auffahre — wann kaum ein Schein von Beleidigung da ist. O es schlägt nicht dem deinen gleich — mein Herz — es ist so bös — ich habe ehmalen ein bessers gehabt — aber das haben sie mir genommen . . ."

So ist natürlicherweise sein moralisches Verhalten das Problem, das den Knaben während seiner ganzen Denkendorfer Zeit beschäftigt: wir sahen es in dem Brief an den Diakonus Köstlin (Nr. 1), wir sahen es ebenso in fast sämtlichen Gedichten dieser Zeit.

In Maulbronn kommt nun noch etwas Neues hinzu. Er leidet weiter an dem Riß, den die Klosterschule in sein Leben gebracht hat, aber das ist nun nicht mehr sein einziges Leid, da seine erste Liebe ihn mitnimmt und fast ein Jahr lang (Herbst 1786 — Herbst 1787) launenhaft und unglücklich macht. So hören die moralisch-religiösen Gedichte in Maulbronn auf, und es beginnen die empfindsamen Liebesoden der Jahre 1786 und 1787 (Nr. 12, 14, 16, 17). Was die Liebe ihm vorläufig noch versagt, gewährt ihm die Freundschaft in vollem Maße; und er ist auch mehr für die Freundschaft als für die sinnliche Liebe geschaffen. Sie hilft ihm sein doppeltes Leid tragen: das dauernde seiner Fremdheit in der Umwelt der Klosterschule und das vorübergehende seiner Liebe.

Der Herbst des Jahres 1787 bringt die glückliche Lösung all seines Liebeskummers (Brief Nr. 14), und nun wird sein Geist frei für eine reichere dichterische Tätigkeit. Sein altes Leid — das Ungenügen an der Welt um sich, sein unnennbares Sehnen, das ihn seit dem Raub seiner Kindheit erfüllt — findet zum ersten Male ergreifenden schönen Ausdruck in der Ode „Mein Vorsaz" (Nr. 18) und zum zweiten Male in den freien Rhythmen des Gedichts „An die Vollendung" (Nr. 24); die Freiheitsbegeisterung der schwäbischen Stürmer und Dränger, aber auch ihr maßloser kraftgenialischer Stil nimmt Besitz von seiner Dichtung (Nr. 21—23); bald darauf befindet er sich

ganz im Banne der Schillerschen Jugendlyrik (Nr. 25—27); dann wieder preist er deutschen Biedersinn nach Göttinger Art in zwei Elegien (Nr. 30 und 32); am angestrengtesten aber gilt sein Mühen in diesem Jahre — 1788 — der großen philosophischen Ode „Die Unsterblichkeit der Seele" (Nr. 29), die er Mitte September vollendet.

Im Herbst 1788 verläßt H. Maulbronn und trifft auf der Heimreise, die er in Leonberg unterbricht, mit Louise Nast zusammen. Dort verlebt er mit ihr zum letzten Male einige glückliche Tage (Brief Nr. 25). In Tübingen wird ihm dann klar, daß er nicht dazu bestimmt ist, sich so früh zu binden. Die Enge im Stift bedrückt ihn, sobald er eingetreten ist. Sein Geist sucht sich die Freiheit zu wahren: so schafft er im Blick auf die „h e i l i g e B a h n", die er gehen will, das dritte seiner wirklich schönen Gedichte (Nr. 34), so begeistert er sich für große Männer der Geschichte: Feldherrn wie Gustav Adolf und Prinz Eugen, Entdecker wie Kolumbus, Fürsten wie Christoph von Württemberg, Dichter wie Shakespeare, und widmet ihnen Hymnen in freien Rhythmen (Nr. 37 und 38); so gibt er sich einer enthusiastischen Freundschaft hin, die ihn mit zwei andern jungen Dichtern, Neuffer und Magenau, verbindet und dichtet zu der Feier der Erinnerung an die Stiftung dieses Bundes einen langen Hymnus (Nr. 39), so sucht er Anschluß zu finden, an die geistig bedeutendsten Landsleute, Schubart und Stäudlin, die er zu Ostern 1789 in Stuttgart aufsucht (Brief Nr. 28); ja eine Zeitlang will er sich auch äußerlich von dem ihm so fern liegenden theologischen Studium lösen und wie Stäudlin Jurist werden (Briefe Nr. 26 und 29); endlich gestaltet er in acht neuen Oden (Nr. 40—47) (in den drei ersten unter dem Schein des Heldenpreises, in den fünf letzten ohne Umschweife) sein Zentralproblem: das Ringen nach dichterischer Leistung und Anerkennung, im weiteren Sinne überhaupt das Sehnen nach Vollkommenheit, wie es seit der Zerstörung seines Kindheitsglückes in ihm lebte; darunter befindet sich das vierte gelungene Stück seiner Jugendlyrik „D e r L o r b e e r II" (Nr. 44).

Mit dem letzten Gedicht seiner Jugend, „Burg Tübingen" (Nr. 49), hat sich H. noch einmal auf längere Zeit der Reimpoesie zugewandt, ehe er zu der Ode zurückkehrt, der Form, in der er schon in seiner Jugend das Beste schuf und in der er später Meister wurde.

Schriftenangabe

1. Ausgaben.

v. Hellingrath, Norbert: Hölderlins sämtliche Werke unter Mitarbeit von Friedrich Seebaß besorgt durch Norbert v. Hellingrath; I. Band besorgt durch Friedrich Seebaß (München 1913) = H. I. VI. Band besorgt durch Ludwig v. Pigenot u. Friedrich Seebaß (Berlin 1923) = H. VI.

Litzmann, Carl C. T.: Friedrich Hölderlins Leben. In Briefen von und an Hölderlin von Carl C. T. Litzmann (Berlin 1890).

Zinkernagel, Franz: Friedrich Hölderlins sämtliche Werke und Briefe in 5 Bänden. Bd. I., IV., V. (Leipzig 1922, 1921, 1926) = Z. I., Z. IV., Z. V.

2. Literatur.

Betzendörfer, Walter: H.s Studienjahre im Tübinger Stift (Heilbronn 1922).

Böckmann, Paul: H. und seine Götter (München 1935).

Böhm, Wilhelm: Hölderlin. 2 Bände (Halle a. d. S. 1928—30).

Dilthey, Wilhelm: Das Erlebnis und die Dichtung. 4. Aufl. (Leipzig 1913).

Eitle, J.: Die einstigen Klosterschulen und jetzigen niederen evang.-theologischen Seminarien in Württemberg. Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, Beiheft 11 (1906), S. 1—37 = Eitle 1.

Eitle, J.: Der Unterricht in den einstigen württembergischen Klosterschulen von 1556—1806. Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, Beiheft 3 (1913) = Eitle 2.

Grosch, Rudolf: Die Jugenddichtung Friedrich Hölderlins (Diss. Berlin 1899).

Klaiber, Julius: H., Hegel und Schelling in ihren schwäbischen Jugendjahren (Stuttgart 1877).

Lehmann, Emil: H.s Hymnen an die Ideale der Menschheit (Progr. Landskron 1909) = Lehmann, Hymnen.

Lehmann, Emil: H.s Lyrik (Stuttgart 1922) = Lehmann, Lyrik.

Paul, Otto: Deutsche Metrik (München 1930).

Planck, E.: Die Lyriker des schwäbischen Klassizismus (Stuttg. 1896).

Viëtor, Karl: Die Lyrik H.s. Eine analytische Untersuchung (Frankfurt a. M. 1921).

Register der Gedichte

Adramelechs Grimm ... 44
Alexanders Rede an seine Soldaten, bei Issus 54
Am Tage der Freundschaftsfeier 97
An die Ehre 107
An die Nachtigall 60
An die Ruhe 105
An die Vollendung 72
An Franziska von Hohenheim 48
An Gustav Adolf III (Ode) 101
An Luise Nast 83
An meine Freundinnen 57
An meinen Bilfinger II 32
An meinen Bilfinger III (Ode) 58
An Stella 51
An Thills Grab 103
Auf einer Haide geschrieben 82
Burg Tübingen 110
Dankgedicht an die Lehrer 25
Das Erinnern 42
Das menschliche Leben 36
Der Kampf der Leidenschaft 77
Der Lorbeer I 62
Der Lorbeer II (Ode) 106
Der nächtliche Wanderer 45
Der Unzufriedne 35
Die Bücher der Zeiten 69
Die Demuth 66
Die Ehrsucht 67
Die heilige Bahn 87
Die Meinige 38
Die Nacht 29
Die Stille 64
Die Tek 84
Die Unsterblichkeit der Seele 80
Die Weisheit des Traurers 109
Einst und Jezt 108
Gustav Adolf I 89
Gustav Adolf II (Hymne) 92
Hero 75
Homers Iliade 79
Hymne auf Christoph Herzog zu Würtenberg 94
Kepler 104
Klagen. An Stella 55
Leander an Hero 79
Männerjubel 86
Meinem Bilfinger I 28
Mein Vorsaz 61
Reliquie von Alzäus 78
Schwabens Mägdelein 91
Schwärmerei 74
Selbstquälerei 110

Lebenslauf.

Ich wurde am 17. März 1914 als Sohn des Bürgermeisters Johannes Siegmund-Schultze in Schweinitz (Elster) geboren. Ostern 1932 bestand ich die Reifeprüfung am Gymnasium Johanneum in Liegnitz. Darauf studierte ich vom Sommersemester 1932 neun Semester lang bis einschließlich Sommersemester 1936 Geschichte, Deutsch und neuere Fremdsprachen an den Universitäten Berlin, Heidelberg und Breslau. Im Mai 1937 legte ich die Staatsprüfung für das höhere Lehramt ab. Im Wintersemester 1937/38 und im Sommersemester 1938 widmete ich mich an der Universität Breslau der Indogermanischen Sprachwissenschaft und der Indologie.

Meinen verehrten Lehrern während der Studienzeit spreche ich meinen herzlichen Dank aus. Dieser gilt in besonderem Maße Herrn Professor Dr. Merker, unter dessen Leitung die vorliegende Arbeit entstand, sowie den Herren Professoren Alewyn, F. Ranke, K. Hampe †, Tellenbach, Kornemann, Beyerhaus, Rassow, Hoops, Kauter, v. Bubnoff, Grünenthal, F. Specht, P. Thieme und Frau Professor Dr. v. Schaubert.

Friedrich Siegmund-Schultze.